

Manfred G. Pfirrmann

**Der brave Bürger
Georg
und seine Regierungen.**

Eine deutsche Erwerbsbiografie

Impressum

Copyright © 2016 by Manfred G.Pfirmann

mpfirmann@online.de

| | |
|--|-----|
| Eine deutsche Erwerbsbiografie..... | 3 |
| Wurzeln..... | 6 |
| Nazizeit – Im Tausendjährigen Reich..... | 10 |
| Er-Fahrungen als Kraftfahrer..... | 30 |
| Driver for Sedan & Truck..... | 36 |
| Gras mähen per Nagelschere..... | 40 |
| Fahrlehrer, der moderne Beruf..... | 60 |
| Kann man das Leben planen?..... | 68 |
| Hinein in die Selbständigkeit..... | 73 |
| Höhenflug..... | 75 |
| Absturz..... | 77 |
| Zurück auf Los..... | 80 |
| Lichtblicke..... | 85 |
| Wieder im Beruf..... | 93 |
| Mal wieder Neuanfang..... | 99 |
| Kein Mangel an Produkten..... | 105 |
| Dann kam das Internet..... | 109 |
| Fazit des langen Erwerbslebens..... | 111 |

Wurzeln

Wie wir alle hatte Georg zwei Großelternpaare, mütterlicherseits (m) und väterlicherseits (v).

Seinen Großvater väterlicherseits hatte er nie kennen gelernt, denn der war schon 1912 an einer Infektionskrankheit verstorben – weil es einen Gelehrten wie Alexander Fleming zwar schon gab – dieser aber das Penicillin erst 1928 entdeckte.

Damals war Georgs Vater noch ein Büblein-klein von gerade mal sechs Jahren und hieß Erwin. Seine Mutter, also Georgs Oma, war seitdem Witwe eines bayerischen Beamten, auch pensionsberechtigt, was Erwin den Besuch eines Gymnasiums ermöglichte. Denn die Pfalz gehörte damals erstaunlicherweise zu Bayern. Ob Erwin ein guter Schüler war, entzieht sich Georgs Kenntnis, eher nicht besonders, aber das Abi musste er wohl geschafft haben, denn er ging später auf die Kunstakademie. Weil Kunst auch damals überwiegend brotlos war, nur für Reiche oder Fanatiker oder reiche Fanatiker als Lebensziel brauchbar, beschloss Erwin, doch besser nicht Maler, sondern Gebrauchsgrafiker zu werden. Das sind die Leute, die damals Werbeanzeigen gestaltet haben, also das, was heute in kleinen Unternehmen der Chef, meist weniger gut, im Internet selbst macht.

Inzwischen ging es Kaiser Wilhelm, dem II., nach über 40 Jahren Frieden und entsprechendem Wohlstand, einfach zu gut und er wollte besonders den Engländern mal zeigen, was eine Harke, Verzeihung, eine Kriegsflotte ist. Dafür bekam er von fast allen Stammtischlern im Lande viele Hurra's, und weil Stammtischler überwiegend Bier tranken, erfand er noch, um die Schlachtschiffe zu finanzieren, die Sektsteuer, welche wir heute noch haben.

Leider waren zu dieser Zeit aber die Monarchien in Europa arg verschippschwägert, und konnten sich deshalb überwiegend nicht leiden. Und so hatte unser stolzer Kaiser nicht nur die Engländer, sondern bald auch noch die Franzosen an der Backe. Weil sich diese aber heftig gegen die Deutschen wehrten, ging es nicht recht weiter mit dem Vormarsch in Frankreich.

Da gab es aber noch das Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie und in diesem einen Patrioten namens Fritz Haber, welcher seinem Kaiser mit Chlorgas zu Hilfe eilen wollte. Das hätte er aber besser bleiben lassen sollen, nicht nur weil die Haager Landkriegsordnung das verboten hatte (was schert's), sondern aus Wettergründen. Denn überwiegend haben wir in Westeuropa Westwindlagen. Und Gaswolken ziehen demzufolge meistens von Frankreich Richtung Deutschland, und Frankreich hatte natürlich auch bald Giftgas.

Als dann ein paar Millionen Menschen gestorben waren und der Rest aus dem letzten Loch piff, zog es der Kaiser Wilhelm vor, nach Holland ins Exil zu flüchten, bevor man ihn noch aufhängte. Unverständlicherweise gibt es heute in Deutschland noch Wilhelmstraßen.

Ganz anders war es mit Georgs Opa mütterlicherseits (m). Das war nämlich ein Kleinunternehmer in Duisburg, er betrieb ein Tabakwarengeschäft. Diesen Opa hatte Georg schon mal kennen gelernt, wohl vor dem 2. Weltkrieg, aber hatte keine Erinnerung mehr daran, außer, dass dieser Opa eine spiegelblanke Glatze hatte. Weil damals Rauchen noch so was von „in“ war, ging es Opa (m) schon vor dem 1. Weltkrieg richtig gut und er konnte viele Goldmark zusammenraffen und auf die hohe Kante legen. Leider hat er das in Hundertern Papiergeld, anstatt in damals auch möglichen Goldmünzen gemacht, was dann in der großen Inflation, als eine Zigarette wahrscheinlich Millionen gekostet hat, zu einem

Totalverlust geführt hat. Was heißt da „leider“? Denn wenn er das gemacht hätte, dann hätte es Georg wahrscheinlich nie gegeben. Denn Opa (m) hatte drei Töchter und einen Sohn. Davon war Leontine Georgs Mutter, betrachtete sich als „Höhere Tochter“, konnte schon leidlich Klavier spielen und wollte eigentlich aufs Lyzeum gehen, was ein Gymnasium nur für Mädchen war. Daraus wurde aber nichts, wegen Kaiser Wilhelm, siehe oben. Denn nach dem 1. Weltkrieg war nicht nur das Land Pleite, sondern auch Opa (m).

Deshalb wurde dann später auch Leontine für einen armen Gebrauchsgrafiker, wie Erwin, erreichbar.

Weil wirtschaftlich in den späten 20er Jahren in der Pfalz wohl wenig los war, zog der junge Mann Erwin, der den Krieg hauptsächlich deswegen überlebt hatte, weil er noch Kind war und nicht mit „Hurra“ ins Verderben musste, ins Ruhrgebiet. Dort muss er irgendwie, vermutlich in einer Kunstaussstellung, die Leontine kennen gelernt haben.

Damals herrschte ja Demokratie, die Weimarer Republik, die sich durch 15 Fraktionen aufsplitterte, unter anderen das „Sächsische Landvolk“. Ja die Sachsen! Erwin war zu der Zeit vermutlich keineswegs irgendwie politisch involviert und schon gar nicht bei den durchs Land mit vielen Fahnen (wo habe ich das erst kürzlich mal gesehen?) im Gleichschritt marschierenden braunen Kolonnen. Neunzehnhunderteinunddreißig gab es dann den nächsten wirtschaftlichen Zusammenbruch und Wasser auf die braunen Mühlen. Wie Erwin damit klar gekommen ist, ist heute nicht mehr zu ermitteln.

Jedenfalls hatte Erwin vermutlich 1932/33 Arbeit und Einkommen, denn er eroberte tatsächlich die Höhere Tochter Leontine. Da muss es auch mindestens einmal zu Sex gekommen sein, denn Leontine wurde mit Georg schwanger, was dann zu einer beschleunigten

Heirat im Juli 1933 führte, denn Ende Oktober war dann schon Georg da. Was Georg heute noch freut, ist, dass er nicht Adolf genannt wurde. Denn Adolf war in aller Munde.

So wurde Georg dann in das beginnende Tausendjährige Reich der Nazis geboren. Was er und seine Eltern natürlich nicht wussten, dass dieses Reich nach 12 Jahren und einem totalen Zusammenbruch des Landes schon wieder zu Ende war.

Zu der Zeit muss Erwin eigentlich selbstständig gewesen sein, ein karges Brot als Gebrauchsgrafiker und kaum einer Höheren Tochter, wie der Leontine, würdig. Dennoch bekam Georg nach fast vier Jahren Geburtsabstinenz, noch einen Bruder.

Das Gebrauchsgrafik-Studio muss aber wohl doch nicht ganz so lukrativ gewesen sein, denn die junge Familie zog bald nach Offenbach, wo Erwin bei einer Maschinenfabrik Arbeit fand. Da hatte dann Erwin den damals noch günstigen Einfall, doch der NSDAP beizutreten. Georg konnte als kleiner Junge ja nicht feststellen, ob sich sein Vater an der „Reichskristallnacht“ wo die Nazis über die jüdischen Mitbürger hergefallen sind, beteiligt hat. Dass dies nicht der Fall war, hofft Georg bis heute.

Georg erinnert sich nur daran, den Zeppelin „Hindenburg“ im Anflug auf Frankfurts Flughafen, mal gesehen zu haben.

Nazizeit – Im Tausendjährigen Reich

Auf jeden Fall war es für Erwin günstig, in der „Partei“ zu sein, denn für Parteigenossen taten sich andere Möglichkeiten auf, wie das auch heute noch nicht nur bei totalitären Systemen so üblich ist. Erwin bekam bald bei der DEMAG in Duisburg eine bessere Stelle als in Offenbach. Nicht nur der Job war besser – auch eine neue Wohnung in einem neuen Haus stand zur Verfügung. Diese Wohnung war in weiser parteilicher Voraussicht schon mit einem Luftschutzkeller noch unter dem normalen Keller versehen.

Erwin hatte nie darüber gesprochen, was er bei der DEMAG eigentlich so den ganzen Tag machen musste, Gebrauchsgrafik wohl weniger, denn die DEMAG war ein Rüstungsbetrieb und auf Werbung kaum angewiesen. Das hätte Leontine interessieren müssen, Georg wohl weniger. Der wurde dann nämlich in die Volksschule eingeschult. Ob er die obligatorische Tüte dafür bekommen hat, weiß Georg nicht mehr, auch nicht wie die Schule geheißen hat und überhaupt. Was er noch weiß und sich erinnern kann, war ein Besuch im Stadttheater, wo man Humperdingks Oper „Händsel + Gretel“ aufführte. Eine gute Erinnerung hat Georg, dass die Hexe in den Backofen geschoben wurde, der dann explodierte.



Gute Erinnerung hat Georg auch an die Nächte, in denen englische Bomber vom Typ „Blenheim“ das Ruhrgebiet angriffen. Seine Mutter war mit seinem Bruder oft schon im Luftschutzkeller, als Georg noch auf dem Balkon dem interessanten Spiel der

Flakscheinwerfer zusah. Zu dem Zeitpunkt fielen Bomben nur auf die Industriegebiete und die Wohnung war im Zentrum. Trotzdem

war für Georg das Verweilen auf dem Balkon nicht ungefährlich, denn wenn man von einem der reichlich herabfallenden Flaksplitter getroffen wurde, war das bestimmt kein Spaß.

Nach der Nazi-Bombardierung von London und insbesondere Coventry bombardierten die Alliierten dann auch die Wohngebiete. Nicht nur dass er jetzt nicht mehr auf dem Balkon stehen konnte, verdankte Georg seiner Regierung, sondern auch die spätere Flucht der Familie aus dem Ruhrgebiet.

Trotz seiner Parteimitgliedschaft wurde Erwin dann zur Wehrmacht eingezogen, und zwar zur Artillerie. Dort brauchte man Grafiker zum Zeichnen von Landkarten. Dabei blieb Erwin wohl während des ganzen Krieges, später dann im Generalstab. Um es vorwegzunehmen: Die Generalstäbe sind weiter hinten, wo nicht geschossen wird. Erwin wurde zwar nicht General, sondern nur Unteroffizier, ausgezeichnet mit dem Kriegsverdienstkreuz II. Klasse und wurde im Krieg nicht verletzt oder verwundet. Er kam aber viel rum. Frankreich, Belgien, Ukraine, Balkan usw. wo man als Soldat Hitlers so rum fährt. Er verhielt sich wohl auch nicht als brutaler Sieger, denn sonst hätten Leute aus Belgien nicht nach dem Kriege Hilfspakete geschickt. Das hat Georg später mit seinem Vater etwas versöhnt.

Das hier ist aber nicht die Geschichte Erwins, sondern Georgs, seines Sohnes.

Solange also der Wohnort noch Duisburg war, wurde Georg gelegentlich „landverschickt“, einmal allein nach Fürstenfeldbruck, einmal zusammen mit seiner Mutter und dem Bruder nach Alttann, im Allgäu.

Freundlicherweise zwei Tage vor Weihnachten wurde dann speziell Duisburg von englischen Bombern angegriffen, die trotz des Verbotes der Deutschen Regierung einfach über die Grenze flogen.

Da wurde dann das Haus gegenüber von einer Sprengbombe getroffen und das Haus Georgs von einer Thermitbrandbombe, die erst das Dach, dann den Stock über der Wohnung durchschlug und dann im Schlafzimmer im Kleiderschrank stecken blieb und zündete. Als Georg mit Brüderchen und Mutter nach der Entwarnung wieder hoch kamen, konnte man schon durch das Glas der Wohnungstüre den Flammenschein sehen. Sofort griffen ein paar zufällig anwesende Männer die im Flur stehende NS-Feuerpatsche und den Wassereimer und begannen zu löschen, was ihnen schließlich auch gelang.

Im verkohlten Kleiderschrank fand sich später noch ein großer Bleiklumpen – vorgesehen als Georgs Weihnachtsgeschenk, sinnigerweise ein Satz schöner Bleisoldaten.

Bald darauf zog die Familie nach Hildesheim zu Erwins Schwester um, es war wohl mehr eine Flucht, weil die Regierung nicht in der Lage zu sein schien, solche Ereignisse in Zukunft zu verhindern.

Wer Hildesheim kennt, weiß, dass es „im Potte“ liegt, was eine nicht sehr hohe Hügelkette um die Stadt herum ist. Wahrscheinlich nicht wegen dieser Hügel, sondern weil da kaum was kriegswichtiges angesiedelt war, wurde die Stadt bisher von Luftangriffen verschont.

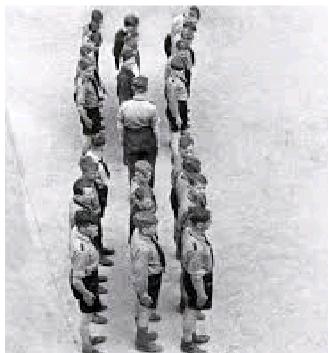
Erwins Schwester war mit einem Dachdecker-Obermeister verheiratet und wohnte komfortabel in einem mehrstöckigen Haus, das ein großes Grundstück mit Teerfässern und sonstigem Handwerksgerät zur Straße hin abschloss. Neben diesem Hof gab es noch ein kleines Gärtchen mit einem steingefassten Goldfischteich. In dem Hof lebten auch etliche Hühner und eine Gänsefamilie – in Kriegszeiten, wo die Regierung zwar markige Sprüche, aber weniger Lebensmittel an die Bürger verteilte, bestimmt nicht kontra-indiziert. Dort zog also Georg mit Mutter und Brüderchen in die zweite Etage ein.

Der Onkel – also der Dachdeckerobermeister – übernahm gelegentlich jetzt gegenüber Georg Erwins Vaterpflichten „wenn du nicht spurst, du Lümmel, dann bekommst du von mir eine geschallert, dass du meinst, ein Pferd hätte dich geschlagen“.

Gemeinhin kam Georg mit seinem Onkel aber gut aus, es gefiel ihm in Hildesheim ausgezeichnet, im Gegensatz zu seiner Mutter Leontine, die sich die Wohnung im zweiten Stock mit ihrer Schwiegermutter teilen musste. Diese beiden Frauen haben sich wohl nie mögen.

Bevor dann Georg in der Volksschule richtig warm wurde, war er zehn Jahre alt und wurde in die Oberschule gesteckt. Die war um die Ecke gelegen und hieß Goethe-Gymnasium.

Gegen den Willen seiner Mutter und weil die Regierung unter dem Gröfaz (größten Führer aller Zeiten) es so wollte, wurde Georg dann zum Jungvolk angemeldet und Pimpf.



Alle Pimpfe mussten mehrfach in der Woche antreten. Es gab aber auch Geländespiele und gemeinschaftliches Singen patriotischer Lieder. Die Gemeinschaft beim Jungvolk war Georg nicht unsympathisch, im Gegensatz zu seiner Mutter, die es oft schaffte, dass Georg zu den anberaumten Treffen nicht gehen konnte.

Weil 1944 der Luftkrieg auch Hildesheim näher kam oder weil die Mutter Georgs mit der Verwandtschaft des Erwin überhaupt nicht sympathisierte, zog Georgs Familie 35 km nach Süden, nach Groß-Rhüden am Harz und Georg musste dann als Fahrschüler ins Gymnasium nach Seesen am Harz. Das war aber erst der fünfte Umzug (5.) in Georgs Leben.

Zu der Zeit waren die Luftstreitkräfte der Regierung unter ihrem Luftmarschall „Lametta Meier“ (Hermann Göring) überhaupt nicht mehr Herr im eigenen Haus. Ganze Geschwader viermotoriger Bomber flogen in großer Höhe mit Kondensstreifen über das Dorf weg in Richtung Osten, im unteren Luftraum bewegten sich amerikanische Jagdmaschinen. So auch einmal, als Georg mit seiner inzwischen auch aus Duisburg hierher geflüchteten Oma (m) aus mit einem Bollerwagen voller Reisig aus dem nahen Wald kam. Zwei Jagdflugzeuge flogen in etwa 800 Metern Höhe in Richtung Westen über das Dorf, als eines dieser Flugzeuge ausscherte und auf Georg und seine Oma im steilen Sinkflug lossteuerte. Geistesgegenwärtig zog Georg seine Oma mit in den quer zur Flugrichtung verlaufenden Graben und verschwand so aus dem Visier des amerikanischen Lufthelden. Daraufhin zog dieser wieder hoch und folgte seinem bereits verschwundenen Kameraden, um mit dem verbleibenden Treibstoff noch nach Hause zu kommen.

Nicht nur die Waldbesuche waren zu der Zeit abenteuerlich, auch die Bahnfahrten zur Schule. Das damals vorhandene Bimmelbähnchen von Hildesheim nach Seesen hatte aber immerhin vorn hinter der Dampflok noch eine eigene Vierlingsflak. Diese hinderte aber keineswegs die US-Tiefflieger, den Zug anzugreifen. Die Flak hat feste geballert, aber nichts getroffen. Die Zugpassagiere wussten schon was kommt, als der Zug auf freier Strecke plötzlich stoppte und haben Deckung hinter dem Bahndamm genommen. Nach dem Angriff dampfte die Lok aus verschiedenen konstruktiv nicht vorgesehenen Löchern und die Schüler gingen die paar Kilometer zurück, wieder nach Hause. Da fiel mal wieder die Schule aus und auch am nächsten Tag kam kein Ersatzzug.

Dann kamen die Armeen anderer Länder trotz der gesprengten Brücken über den Rhein in Deutschland gut voran. Es wurde im Dorf gemunkelt, dass die „Amis“ in den nächsten Tagen kämen und dass

jetzt das große Lager in der Ziegelei für die Bevölkerung offen sei. Das ließ sich auch Georg nicht zweimal sagen und begab sich hinter den Bauernfuhrwerken auch dorthin. Dort gab es wirklich viele Dinge, die Georg nur vom Hören-Sagen kannte, Schnaps jeder Sorte, Bolslikör, Schmalzfässer, Tiefkühlfleisch, Dosengerichte, Akkordeons!, Zigarettendrehmaschinen einschließlich Papier und Anderes. Georg erwischte zunächst einen Tiefkühlhasen und einige Kleinigkeiten und beschloss, den Bollerwagen zu holen, was er auch tat. Damit versehen, packte er insbesondere etliche Kisten mit Bolslikör und Kartons mit Zigarettenpapier und einige Pakete mit Einmachdosen auf den Wagen und zog diesen hinter der Nachbarin, einer jungen Kriegerwitwe, den Berg zu seiner Wohnung auf der „Kolonie“ hinauf.

Die Witwe hatte einen ganzen Handwagen mit Kartons auf denen „FrommsAkt für besondere Zwecke der Wehrmacht“ zu lesen war. Georg wusste allerdings nicht, was das war, er vermutete sehr wertvoll.

Die Schätze aus dem Wehrmachtslager sollten dem Georg noch später gute Dienste leisten, die Mutter und Oma (m) waren nicht nur von dem Hasen sondern auch von den Konserven begeistert.

Zwei Tage später kamen dann wirklich die Amis und zwar schon sehr früh am Morgen. Georg war schon auf, bemerkte eine weiße



Fahne am Kirchturm im Dorf und blickte entlang der Landstraße zum Wald, der etwa in zwei Kilometern am Horizont zu sehen war. Auf dieser Landstraße kam ein Panzer nach dem Anderen dahergerollt und sie waren fast an der Ortsgrenze

angelangt. Die Luken waren offen, oben drauf saßen die amerikanischen Soldaten.

Auf der Liegnitzer Straße, welche vorne auf die Lamspringer Straße mündete, kam der örtliche Fähnleinführer dahergerannt, wohl als Selbstmordattentäter, unter jedem Arm eine Panzerfaust und wollte die amerikanische Armee aufhalten.

Zum Glück, sonst hätte es diese Geschichte von Georg wahrscheinlich nicht gegeben, standen vorne an der Einmündung zwei Volkssturmmänner, sahen noch rechtzeitig das etwa 17-jährige Hitlerbüschchen auf dem Wege zum Endsieg, nahmen ihm die Panzerfäuste ab, zogen ihm die sofort vom Sprengkopf abgeschraubten Rohre über den Hintern und dann waren die Amis da und ein Schwarzer warf Georg eine Orange zu – die erste in seinem Leben. Im Dorf fiel kein einziger Schuss.

Die Panzer zogen weiter in Richtung Osten, der nachfolgende Tross richtete sich in der Dorfschule häuslich ein. Die Bürger hatten ein Ausgehverbot nach zwanzig Uhr und sonst ereignete sich nichts.

Vorsichtig näherte sich Georg am dritten Tag der Besatzungsmacht. Vor der Schule saßen ein paar Soldaten auf ihren Stahlhelmen wie Kinder auf einem Topf und sahen interessiert zu dem sich zaghaft nähernden Georg hin. Einer sagte: „Come here, like a chocklate?“ Und streckte Georg eine schmale Tafel Schokolade hin. Georg nahm diese, machte einen kleinen Diener und bedankte sich „Thank you very much!“

„Look that, this kid speaks English“ schrie der Ami zu seinen Kameraden hin „how comes, where did you learn that?“

Georg, froh seine Englisch Kenntnisse endlich anwenden zu können, sagte „I have English in school, since two years“

Die Soldaten fragten Georg noch ein wenig aus und er antwortete soweit er es verstanden hatte. Schließlich sagte er „Do you have perhaps an olden newspaper for me?“ und da hatte er bei den Amis

seinen Spitznamen weg „Olden newspaper“ Und sie gaben ihm eine „Saturday Evening Post“.

Am nächsten Tag kam „OldenNewspaper“ mit einer Flasche Bolslikör aus seinem Fundus und wollte sich bedanken. Die Amis waren wieder vor dem Schultor und langweilten sich. Als sie Georg sahen, schrien sie „OldenNewspaper comes again“. Hoherfreut nahmen sie die Flasche Bols entgegen und ließen sie gleich verschwinden. Denn die Fronttruppe, und da zählten sie vermutlich dazu, wurde „trocken“ gehalten, wohl um irgendwelche Eklats mit der Bevölkerung zu vermeiden.

Georg bekam im Austausch mehrere Packungen „Ration C“ und eine Stange Lucky Strike. „Ration C“ war eine Notverpflegung für die kämpfende Truppe und enthielt unter anderem etwas Dosenwurst samt Dosenöffner, etwas Käse, ein Tütchen Kaffee, ein Päckchen Brot, Toilettenpapier, 5 Zigaretten samt Streichhölzern – kurz, zu der Zeit auch ein Schatz.

Obwohl Georgs gerade nicht mehr vorhandene Regierung immer noch für Lebensmittel auf Marken, aber immerhin, sorgte. Also, bis zum Kriegsende musste die Bevölkerung nicht hungern. Das kam dann anschließend.

Als Georg merkte, welche Freude er den Soldaten mit der Flasche Bols gemacht hatte, erwachte in ihm der Geschäftssinn. Mit seinen Sprachkenntnissen erforschte er den aktuellen Markt und ermittelte, dass eine Flasche den Soldaten gerne zwei Stangen Zigaretten wert waren. Vermutlich waren Zigaretten für sie sowieso in beliebiger Menge verfügbar und kostenlos. Schließlich waren sie der Nachschub. Bevor die Amis wieder verschwanden, setzte Georg seinen ganzen Schnapsvorrat in Zigaretten um und hatte schließlich ein stattliches Lager davon. Eine Ami-Zigarette kostete zur Zeit fünf bis 6 Reichsmark. Georg rauchte zu der Zeit noch nicht, fing aber – weil er ja die Quelle war – bald, also dann mit dreizehn, damit an.

Damals hat er ja nicht gewusst, wie schwer er sich zwanzig Jahre später damit getan hat, diesen Geld- und Gesundheit fressenden Schwachsinn wieder los zu werden.

Erwin war wohl schon in russischer Gefangenschaft und gehörte zur Theater-Gruppe des Kriegsgefangenen Lagers. Theaterleute hatten es bei den Russen etwas besser.

Dann kamen nach Groß-Rhüden die Engländer. Die hatten – im Gegensatz zu den Amis – auf die Deutschen einen Hass und verhielten sich auch so.

Nach wie vor fuhr das Bimmelbähnchen nach Seesen und Georg mit. Er hatte dank der Zigaretten zeitweise deutlich mehr Geld als seine Mutter, die immer noch das nicht einmal kleine Gehalt ihres Gatten bezog. Nur konnte man kaum noch was dafür kaufen. Kaum dass man mal das bekam, was auf den Marken stand. Wochenration für eine Person 62,5 g Käse, zum Beispiel. In der Schule gab's Schulspeisung, meistens eine ziemlich undefinierbare, unappetitliche Pampe. Oft kaufte Georg auch im Laden gegenüber der Schule sogenanntes Heißgetränk, heißes, rot gefärbtes Wasser mit Kirschgeschmack.

Die Familie zog bald nach Kriegsende in das ehemalige Bergwerksdirektionsgebäude „Carlsfund“ um. (6.) Georg weiß nicht mehr, was seine Mutter da gefunden hatte, aber es war weit außerhalb des Dorfes und deshalb richtig weit zum Bahnhof. Ein Fahrrad besaß Georg nicht, dafür Schuhe mit Holzsohlen.

Frühmorgens musste er also zum Bahnhof laufen (der Schulbus war noch nicht erfunden!) dann in Seesen vom Bahnhof zum Gymnasium, dann kam Unterricht von entnazifizierten Lehrern. Das waren freundliche Leute, aber nicht unbedingt zum Lehramt

geeignet, wie zum Beispiel sein Latein- Mathematik und Musiklehrer. Der weitere Tag für Georg:

Nachmittags fuhr dann das Bähnle wieder zurück, wieder nach Carlsfund laufen, dann in den Wald Holz holen oder Pilze sammeln, Holz sägen und hacken, dann abends bei Karbidlicht (wegen Stromsperre) Hausaufgaben machen. An schlaflose Nächte kann sich Georg aus dieser Zeit nicht erinnern. Später kam noch Futter für die Hasen machen dazu und das halbe Schwein versorgen, die Hühner und Gänse versorgten sich größtenteils selbst. So gesehen war Carlsfund zu dieser Hungerzeit nicht mal so schlecht. Ein halbes Schwein? Fällt doch immer um. Nicht dieses. Das war nämlich morgens immer noch da. Im Gegensatz zu anderen Zuchttieren, weil nämlich die andere Hälfte einem ehemaligen Afrikakämpfer gehörte, der ein wirklich breites Kreuz hatte, und wie gesagt, Nahkämpfer.

Georgs Regierung war zu dieser Zeit die britische Militärregierung, welcher es vermutlich schnurz war, ob die Bevölkerung Nahrung hatte oder nicht. Stadtbewohner waren am übelsten dran. Auf Georgs Carlsfund war's etwas besser, weil hinten dran ein Wald mit Pilzen und neben dran ein Acker mit Zuckerrüben. Auch Georg wurde jetzt (1946) zum Kleinkriminellen. Er stahl, wie auch andere, Zuckerrüben, die der Bauer leichtfertigerweise in Haufen aufgeschichtet, über Nacht liegen ließ.

Zuckerrüben sind schwer, Georg hatte ganz schön zu schleppen. Dann kam noch eine weitere Drecksarbeit. Sie mussten gewaschen, geschnitzelt und im großen Waschkessel in der Waschküche gekocht werden. Das gab dann irgendwie schwarzen Rübensaft. Den gab's dann täglich auf's Maisbrot. Manche Leute im Haus brannten auch Schnaps aus den Rüben, was man auch bei Georgs Mutter, nach einer Explosion vermutete. Dabei war es nur, weil Leontine als Höhere Tochter, mehr an Musik als an Physik interessiert war. Die

blecherne Wärmflasche, auf dem Ofen und fest zugeschraubt, flog dann mitten in der Nacht mit einem gehörigen Rums auseinander.

Überhaupt waren zu der Zeit alle Leute richtig schlank und hatten weder Diabetes noch zu hohe Cholesterinwerte.

Das traf auch auf Georgs Vater, Erwin, der 1947 aus russischer Gefangenschaft kam, zu.

Erwin rauchte immer Pfeife, wobei ihm vermutlich Hauptsache war, dass die Pfeife überhaupt rauchte, egal womit. Anfangs waren es Eichenblätter, später aber „Siedlerstolz“, selbst kultivierter Tabak. Es gab nämlich auch ein kleines Gärtchen für die wieder vollzählige Familie. Wie gesagt, so schlecht war Carlsfund damals gar nicht.

Wovon die Familie damals lebte, weiß Georg bis heute nicht. Aber Geld war so knapp, dass er im Frühjahr im Wald gelbe Blumen pflückte, die er in Seesen auf dem Bahnhof verkaufte, um ein paar Pfennig Taschengeld zu haben. Traurig dachte er dann an die Zeit mit den Ami-Zigaretten zurück.

Dann kam am 21. Juni 1948 die Währungsreform. Da bekam jeder Bürger von Trizonesien von der „Bank deutscher Länder“ 40 Mark Kopfgeld und etwas später noch mal 20 Mark.

Da wird Georg immer recht böse, wenn er hört, dass „jeder“ damals mit dem gleichen Betrag angefangen hat. Das traf bestimmt für die Bürger, die immer noch auf Carlsfund wohnten zu. Aber schon die Bauern, die wenigstens eine Kuh im Stall hatten, aus der Milch Butter machten und diese auf dem schwarzen Markt gegen goldene Uhren der Stadtbevölkerung eintauschten, hatten einen gravierenden Vorteil. Wer aus der Stadtbevölkerung vielleicht in Frankfurt an der Kennedyallee ein Grundstück mit einer Ruine drauf besaß, konnte dieses vielleicht gegen viele harte Dollars an einen Ami verkaufen

oder auch einen Kredit bei der Bank bekommen. Von wegen alle sind gleich! Manche waren eben gleicher – wie immer.

Über Nacht waren alle Läden voll mit Sachen, die es vorher überhaupt nicht gegeben hatte, weil nämlich die Hersteller und Verteiler die Waren vorher gehortet hatten.

Wie im Beispiel vorher hatten tatsächlich manche Leute plötzlich mehr Geld als die lumpigen 40 Mark, die bei Vielen schneller weg waren, als ihnen lieb sein konnte.

Kaum dass die Währungsreform stattgefunden hatte, bekam Georgs Vater wieder einen Job, nämlich als Werbeleiter bei der SÜWEGA, der Südwestdeutschen Gartenbauausstellung in Landau. Dass ist die Mutter aller deutschen Gartenbauausstellungen seither und war Grund für den achten Umzug Georgs. Dort musste Georg natürlich wieder aufs Gymnasium, nur dass dort als erste Sprache nicht Englisch, sondern Französisch gelehrt wurde. Französisch erschloss sich dem Georg kaum, obwohl er das später gerne gekonnt hätte. Es blieb bei Sprachfragmenten, wie man sie als Tourist in diesem Land brauchte. Dennoch schaffte Georg hier die „Mittlere Reife“ weil man seine Englisch-Kenntnisse doch anerkannte.

Auch die Militärregierungen waren nicht in der Lage, in ihren Verwaltungsbezirken einheitliche Schulsysteme zu errichten, das ist auch heute leider noch so. Ein bayerisches Abitur unterscheidet sich nach wie vor gravierend von dem Abi in Hamburg oder anderen Bundesländern.

Nach Ende der SÜWEGA bekam Erwin einen Job als Werbeleiter



bei der Firma Gutbrod in Plochingen bei Stuttgart. Diese Firma baute damals Gartenmaschinen und ließ sich auf das Abenteuer Autobau ein. Sie produzierte einen zweisitzigen Kleinwagen mit Zweitaktmotor. Trotz der

Werbebemühungen Erwins wollten eigentlich nur wenig Leute einen „Gutbrod“ haben und bald später stellte die Firma den Autobau wieder ein. Schon lange gibt es sie sowieso nicht mehr.

In Landau kam Georg noch in die siebte Klasse des Gymnasiums, aber dann nach dem (8.) Umzug nach Plochingen war Erwin nicht mehr in der finanziellen Lage, seinem Sohn Georg weiterhin das teure Gymnasium zu bezahlen. Denn damals war die Bildung der Jugend zu Höherem der Regierung egal und Sache der Besserverdienenden, die es sich leisten konnten. Zu dieser elitären Gruppe zählte Erwins Familie aber nicht.

1949, nach Inkrafttreten des Grundgesetzes, wurde dann die Bundesrepublik gegründet. Georg ist der Meinung, das Förderalismus als solcher wohl sein Gutes hat, das aber hier in Deutschland des Guten zuviel getan wurde. Schön, das Saarland war zu dieser Zeit noch nicht verfügbar, aber Bremen hätte man leicht zu Niedersachsen und Hamburg zu Schleswig-Holstein integrieren sollen, was übrigens heute auch noch möglich wäre. Zudem wäre heute der Zusammenschluss von Rheinland-Pfalz mit dem Saarland, Brandenburg mit Berlin und Sachsen mit Sachsen-Anhalt möglich, um die Kleinstaateri zu beenden. Den umliegenden Staaten ist das aber so ganz recht, denn ein einheitliches Deutschland macht denen immer noch Kopfschmerzen. Georg vermutet aber, dass es dazu so schnell nicht kommen wird, denn dadurch würden sicherlich viele Ministerien und die damit zusammenhängenden Bürokratien überflüssig und Politiker und Beamte verteidigen ihre Positionen bis aufs Blut.

Zurück nach Plochingen. Erwin meinte, dass jetzt sein Sohn irgendeinen Beruf erlernen sollte und sah eine Lehre als technischer Zeichner bei einer Bohrerfabrik in Plochingen als dafür geeignet an.

Georg fing also als Lehrling dort an. Nachdem er dort fast ein halbes Jahr lang immer wieder Bohrer mit verschiedenen Gewinden gezeichnet hatte und es nicht so aussah, das sich das bis zum Ende der Lehre ändern würde, verließ Georg diese Firma über Nacht.



Jetzt war natürlich Geldverdienen angesagt und im Nachbarort suchte die Firma Elektrostar Hilfskräfte an ihrer Starmix-Montage.

Nach einer kurzen Anlernphase schraubte Georg dort Antriebsmotoren für Haushaltsmixer zusammen, welche in konischen Metallgehäusen steckten. Das waren immer zwanzig Stück auf einem Rollentisch und die Monteure standen auf Holzrosten, weil das elektrisch neutral war. Denn beim Überprüfen der Schaltungen konnte immer einmal sein, dass das Metallgehäuse unter Strom stand, was dank des Holzbrettes der Monteur dann leichter aushalten konnte. Weil fast jede deutsche Hausfrau einen solchen Mixer haben wollte, baute die Firma dann eine neue große Werkshalle und beim Umzug musste Georg helfen.

Für innerbetriebliche Transporte gab es in dieser Fabrik selbstfahrende „Hunde“, die einen hohen Hub-Rahmen hatten und die man an einem Schaltgriff hinter sich herzog. Diese Dinge liefen also mit eigener Kraft wie ein Hund hinter dem Ziehenden her. Der hohe Hubrahmen passte überall durch die Türen, nur nicht durch das große Haupttor – eine Schwachstelle der Architektur. Davon wusste aber Georg und der den Auftrag erteilende Meister nichts und es handelte sich auch nur um wenige Zentimeter, die man nicht erkennen konnte.

Als Georg, wie ihm geheißen, dann den Hund nach draußen fuhr, hörte er beim Durchqueren des Haupttores ein berstendes Geräusch, das ihn veranlasste, den Zuggriff loszulassen und einen großen Satz

nach vorne zu machen. Denn die ganze Stirnseite der Fabrikhalle war verglast. Dieses Glas bekam durch den Aufprall des Hubrahmens Spannung und folgte in seiner Gesamtheit der Schwerkraft. Was dann zu einem beeindruckenden Scherbenhaufen führte, den nicht nur Georg betrachtete, sondern auch die in kürzester Zeit vollständig versammelte Geschäftsleitung.

Die soziale Gesinnung der Geschäftsleitung sah Georg dann an seiner nächsten Lohnabrechnung, die einen beträchtlichen Minusbetrag als Schadensersatz enthielt. Das wurde allerdings durch Intervention des zuständigen Arbeitsgerichts sofort wieder rückgängig gemacht. Auf jeden Fall war danach Georg in der Chefetage namentlich bekannt.

Nicht allzu lange nach diesem Ereignis – es war inzwischen wieder Winter, und morgens bei Arbeitsbeginn noch dunkel - wollte Georg morgens seine Vortagsmontagen im Prüfstand abnehmen lassen. Der Prüfstand war aber leer und offen, der Prüfmeister noch nicht da. Um seinen Akkord nicht einbrechen zu lassen, schob Georg trotz des Schildes „für Unbefugte Betreten verboten“ seinen Montagetisch in den Prüfstand und schloss alle Mixer an Stromleitungen an. Weil der Prüfmeister immer noch nicht da war, nahm er den vermuteten massiven Hauptschalter an der großen Schalttafel in die Hand und zog ihn nach unten. Es gab daraufhin einen schönen Blitz und das ganze Werk war dunkel. Das konnte der auch inzwischen eingetroffene Prüfmeister nicht ändern, sondern ein Fachmann vom E-Werk musste her.

Bei der Abrechnung zur fristlosen Entlassung fand Georg trotzdem den gesamten Arbeitslohn vor, von Abzügen hatte die Firma wohl eingedenk der letzten Einschaltung des Arbeitsgerichts, abgesehen.

Weil Georg jetzt wieder auf dem Arbeitsmarkt war, stellte er sich bei der Firma Aluminium-Ritter in Esslingen vor. Diese suchte

nämlich Metalldrücker zum Anlernen. Wenn Georg vorher gewusst hätte, um was es sich da handelte, wäre er gar nicht erst hingegangen. Die Firma stellte überwiegend Aluminium-Geschirr her, vom Puppengeschirr bis zum Großkochtopf.

Als Georg am ersten Tag dort eintraf, wunderte er sich, warum die Arbeiter dort alle so grau aussahen, nicht viel später wusste er es.

Die interessante Tätigkeit, die Georg dort ausüben musste, verdient es, näher beschrieben zu werden.

Georg wurde zunächst mit der Anfertigung von Puppengeschirr betraut. Dazu wurde er an eine Art Drehbank gestellt. Die linke Seite dieses Geräts war mit einem Motor und einer sich drehenden Form, die das Produkt annehmen sollte bestückt. Auf der rechten Seite befand sich verschieb- und



verriegelbar, eine Klemmbacke. Die Aufgabe des Metalldrückers war nun, eine in passender Größe vorgefertigte Aluminiumscheibe zwischen die noch stillstehende Klemmbacke und die rotierende Formseite, möglichst mittig einzuklemmen und zwar bei laufender Maschine. Das gelang Georg fast umgehend, allerdings kaum mittig, was dazu führte, dass die Aluscheiben erheblich eierten. Beim vorsichtigen Lösen der Klemmung, um die Scheiben mittels eines Holzes zu zentrieren, entkam ihm anfangs immer mal wieder eine Aluscheibe. Das passierte gelegentlich auch gestandenen Metalldrückern, die natürlich mit erheblich größeren Scheiben arbeiteten. Immer mal wieder gellte ein Schrei durch die Werkshalle, als mal wieder eine fliegende Untertasse durch die Halle segelte. Es war nicht ratsam, solchen Scheiben im Weg zu stehen, wenn man etwa am Hals getroffen würde, wäre ein Exitus nicht auszuschließen. Das wäre doch mal einen Vergleich für heutige Arbeitssicherheitsexperten wert!

Nun nehmen wir mal an, Georgs Aluscheibe ist jetzt mittig eingespannt und rotiert. Jetzt musste das weiche Alu auf die Form gedrückt werden. Dazu gab es einen hölzernen Hebel, den der Metalldrücker sich unter den rechten Arm klemmte und der vorne in ein glattes Metallteil auslief. Über eine Auflage wurde dieses Metall jetzt gegen die Aluscheibe gedrückt, bis diese satt auf der Form auflag. Sie hatte dann die Fassung der Form, in diesem Falle des Puppentellers, angenommen.

Jetzt kommen wir zu den Grautönen. Obwohl das Metallteil des Drückhebels ziemlich glatt war, konnte es doch in der Aluscheibe fressen. Um das zu verhindern, hatte jeder Metalldrücker mehrere zu einem Quast zusammengebundene Lappen, die er immer wieder in einen Fetttopf tunken musste und mit der freien linken Hand, wurde die Aluscheibe auf der Drückseite damit geschmiert. Das Fett tränkte sich dann mit dem grauen Alustaub und die Rotation des Ganzen sorgte dann dafür, dass der Mann an der Maschine die Spritzer abbekam. Was dieser dann auch unter der Dusche kaum noch ab bekam, war dieser graue Staub.

Um es kurz zu machen: Georg blieb nur acht Tage in dieser Firma.

Georg hätte sowieso kaum in dieser Firma bleiben können, denn die Familie zog bald (Umzug 9) in einen Vorort von Stuttgart. Dort machte Erwin sich wieder selbstständig mit einem Werbebüro. Das war zunächst nur ein Ein-Mann-Betrieb und Georg musste sich wieder auf die Suche nach einer Arbeit machen. Fündig wurde er in Stuttgart-Vaihingen bei der Firma Hudson-Strumpffabrik. Diese suchte Strumpfwirker zum Anlernen und Georg bewarb sich. Nachdem er nachgewiesen hatte, dass er nicht zum Schwitzen der Hände neigte, was er zunächst überhaupt nicht verstand, wurde er

zusammen mit mehreren anderen Bewerbern als Anlernling eingestellt.

Am ersten Arbeitstag bekamen die Bewerber ihren zukünftigen Arbeitsplatz zu Gesicht.



Es war dies eine auf über 30° C geheizte Fabrikhalle mit vielen Strumpfwirkmaschinen. Diese

Maschinen waren knapp 15 Meter lang und funktionierten folgendermaßen:

Gleichzeitig wurden 20 Damenstrümpfe als flaches, weißes Gewirk hergestellt.

Die Wirkarbeit begann mit etwa 500

Maschen, welche erst einmal erzeugt werden mussten. Dazu wurde vor den 20 mal vorhandenen Nadelbarren zunächst ein Faden ausgelegt. Dann fuhren die Nadelbarren nach unten und ein oben an den Nadeln angebrachtes Häkchen ergriff den Faden und fuhr wieder nach oben. Das war eine Umdrehung der Maschine. Dadurch wurde vor jeder Nadel eine Fadenschleife erzeugt. In diese 500 Schleifen wurde dann von Hand mit einer gekonnten Bewegung ein anderer Nadelrechen eingehängt. Wenn der Strumpfwirker das zwanzig mal getan hatte, schaltete er die Maschine wieder ein. Dann – wenn alle Maschen richtig eingehängt waren – lief die Maschine an und die Fadenführer legten eine Maschenreihe nach der anderen, bis der Doppelrand des Strumpfes (jeder kennt den ja) fertiggestellt war. Das wurde mit einem dickeren Faden von 30 Dernier gemacht. Um dann weiterzumachen für den eigentlichen Strumpf wurde der anfänglich separate Nadelrechen jetzt von oben auf den Hauptnadelbarren aufgesetzt und das Maschengewirk auf die Hauptnadeln heruntergestrichen. Wenn irgendwo eine der Nadeln nicht genau auf der anderen saß, also auf Lücke, dann fiel die Mache herunter und es entstand eine Laufmasche. Diese musste dann mit einem kleinen

Häkchen von Hand aufgenommen und wieder auf die richtige Hauptnadel eingefädelt werden. Ist jetzt noch nicht verstanden worden? Noch mal lesen.

Alle Bewerber um den Strumpfwirk-Job wurden erst mal in die sogenannte „Nadelrichterei“ gesteckt und mussten lernen, die fünfhundert Nadeln nebeneinander auszurichten. Diese mussten nämlich absolut parallel zueinander in den Nadelrechen stehen. Das war gar nicht so einfach und bedurfte einiger Übung.

Erst dann ging's an die Maschinen. Die Kunst dort war, die fünfhundert Nadeln beim händischen Umhängen genau auf die Nadeln des Hauptrechen aufzusetzen, was anfangs oft daneben ging. Ein Laufmasche wurde immer dann erst sichtbar, wenn man die Maschine wieder anlaufen ließ und dann musste sie sofort an der auf der ganzen Breite verlaufenden Schaltstange abgeschaltet und am Handrad angehalten werden. Wenn man dann schwitzige Hände hatte rutschten die Handräder durch die Hände und die Maschine kam nicht schnell genug zum Stehen. Die hohe Temperatur und Luftfeuchtigkeit im Maschinensaal wurde auch erklärt: die Garnfäden, die hinten an der Maschine durch komplizierte Führungen liefen, würden sich sonst statisch aufladen und reißen.

Ein wirklich gewöhnungsbedürftiger Arbeitsplatz, aber im Gegensatz zu der Metalldruckerei, richtig sauber.

In der Strumpffabrik arbeitete auch ein Amerikaner der US-Hauptfirma. Dieser wurde von den alten Strumpfwirkern mit Argwohn betrachtet. Denn er bereitete die Firma auf die neuen Wirkmaschinen vor, die den komplizierten und Zeit aufwendigen Vorgang des Umhängens automatisch und fehlerfrei machten. Diese neuen Maschinen kamen dann, als Georg schon ein paar Monate gearbeitet hatte und führten dann zu einem enormen Rückgang des

Personalbedarfs. Auch Georg wurde davon betroffen und „freigestellt“.

Das traf sich aber gut, denn Erwin hatte in seinem Werbebüro inzwischen schon zwei Angestellte und stellte seinen Sohn Georg jetzt als Lehrling ein. Lehrling für einen Beruf, den es überhaupt noch nicht gab, nämlich Werbekaufmann. Folglich hat Georg dafür auch keinen Ausbildungsnachweis.

Aber er wurde mit allen kaufmännischen und werblichen Arbeiten, die im Büro anfielen, betraut und eingewiesen. Außerdem war Georg als Praktikant in einer Buchdruckerei und lernte dort Schrift setzen und drucken, dann war er in verschiedenen Druckereien mit anderen Druckverfahren sowie in einer Klischeeanstalt. In der Klischeeanstalt lernte er Reprografie, Strich- und Autotypieätzung.

Heute ist das als Lehrberuf staatlich anerkannt, damals hatte IHK und die Regierung keine Ahnung davon, dass es so was überhaupt gab.

Nach dieser Ausbildung hätte Georg aber die Chance gehabt, irgendwo als „Werbeassistent“ anzufangen.

Leider aber hatte Georg zu dieser Zeit als junger Mann die Emma-Berta geschwängert und damals führte das unbedingt zu einer raschen Heirat. Besser wäre es für alle Beteiligten gewesen, er hätte das nicht getan und nur die Alimente bezahlt. Denn Emma-Berta, als Tochter eines aus dem Osten vertriebenen Bauern, passte überhaupt nicht zu ihm.

Dennoch musste er jetzt eine Wohnung haben und nicht nur deshalb war das erreichbare Gehalt eines Werbeassistenten in Höhe von 400 Mark einfach zu wenig. Bei einer Baugenossenschaft gab es eine kleine Wohnung (10.Umzug)

Georg beschloss, als Kraftfahrer zu arbeiten.

Er-Fahrungen als Kraftfahrer

In kürzester Frist fand Georg einen Job als Fahrer bei dem Baumaschinen-Vertreter E. in Stuttgart-Degerloch. Das Herrschaftsfahrzeug war ein neuer Ford-Taunus, Pontonform mit der Weltkugel vorne am Kühler, Oldtimer-Fans wissen, was gemeint ist. Dieser Baumensch verkaufte Bagger und Schütter an Baufirmen und war wohl in der Branche ganz gut eingeführt. Es war schon ein älterer Herr und er meinte öfter, Georg solle doch vielleicht seine Vertretung übernehmen, wenn er nicht mehr arbeiten wolle. Da hätte Georg sich vielleicht doch hinterklemmen sollen. Aber damals konnte er sich nicht vorstellen, wie er als Jüngelchen mit den raubeinigen Bauunternehmern verhandeln sollte, um ihnen Bagger und Frontlader zu verkaufen. Wahrscheinlich hätte ihn die Herstellerfirma wohl auch nicht akzeptiert. Zum Fahren war in der Vertretung auch nicht viel, und wenn, dann nur in der Umgebung auf den Baustellen herum. Das macht doch keinen Spaß. Deshalb war Georg bald auf der Suche nach einem neuen Chef und fand den dann auch schnell im Textilvertreter H. aus Stuttgart-Schönberg.

Herr H. war ein Mittfünfziger mit Halbglatze und Spitzbauch, hatte als Fahrzeug immerhin einen neuen großen 220er Mercedes und verkaufte überwiegend die Damenunterhose "Hanna" (ein heißes Modell, gestrickt und mit angeschnittenen Beinen) und die Herrenweste "Emil" von der renommierten Firma Bleyle. Das Verkaufsgebiet war Südwürttemberg und Südbaden und mit Herrn H. kam Georg nun wirklich reichlich im Ländle herum. Herr H. war ein wandelndes Witzlexikon und wenn er in einen Textilladen ging, wurde die ff. Kundschaft zunächst

mit den neuesten Witzen versorgt. Georg stand währenddem bescheiden im Hintergrund und wartete auf seinen Einsatz. Auf das Stichwort "Kollektion" schwirrte Georg dann ab an den Mercedes, in dessen Fond hinten an zwei an den Wagenhimmel montierten Stangen besagte Unterhosen und Westen der renommierten Firma Bleyle hingen. Diese griff Georg sich dann en-Bloc und schleppte sie in den Laden, worauf Herr H. diese Teile vorführte und mit beredten Worten die Qualität der Wolle, und das hohe Niveau des Stricks pries. Die modische Seite des Textildesigns wurde allerdings weniger besprochen, da dies damals nicht unbedingt die starke Seite dieses Herstellers war. Georg weiß nicht, ob er so alt wird, dass ihm die Herrenwesten des Genres "Emil" zusagen könnten. Der durchweg ländlichen Bevölkerung schien das aber durchaus zu gefallen, denn Herr H. machte recht gute Geschäfte.

Überaus ländlich war auch das nordbadische Städtchen Markdorf in der Bodensee-Region, welches sie einmal nach Besuchsschluss als Übernachtungsort gewählt hatten. Sie stiegen im Gasthof "Zum Ochsen" in der Hauptstraße ab. Zunächst wie immer, gemeinsames Abendessen mit dem Chef - gut bürgerlich, aber "bestellet Se sich ruhig ebbes, aber nix Extra's, gell" : Herr H. war schließlich echter Schwabe. Anschließend begab Georg sich auf die Erkundung des Marktdorfer Nachtlebens. Berauschend; jetzt weiß er, warum Mädchen vom Lande nach Stuttgart ziehen. (Weil sie nicht wissen, dass dort auch nichts los ist, ha ha!) Nach einigem Herumirren auf der Suche nach irgendetwas Interessantem - und wenn es nur ein Kino wäre, landete Georg schließlich im Gasthaus zum Adler am Marktplatz. Im Adler saß eine Stammtischrunde so mittleren Alters und war

scheint's ganz froh, auch mal ein neues Gesicht zu sehen. Als Georg sich an einen Nebentisch setzen wollte, tönte es vom Stammtisch: "Was isch, bischt vielleicht was B'sondres? Willscht it herhocke?" wurde ich eingeladen, Platz zu nehmen.

Bald war Georg der Hahn im Korb, weil er dank seines Chefs überaus gut mit neuen Witzen eingedeckt war, ein Thema, wo man überhaupt keinen Streit bekommt. Das Bier floss in Strömen und es war richtig lustig. Zumal sagte die Bedienung, dass es nun aber überhaupt nichts mehr gäbe, weil es nämlich schon Halb Eins sei und dass die Sperrstunde schon lange eingetreten sei. An der frischen Luft vor der Gasthaustüre stellte Georg augenblicklich fest, dass er vielleicht nicht sturzbetrunken aber doch erheblich fahruntüchtig war. Er wankte also durch die stillen nächtlichen südbadischen Gassen in Richtung Gasthof Ochsen, den er dank seines ausgeprägt guten Navigationsvermögens auch ohne Schwierigkeiten wiederfand. Auch die Haustüre fand Georg, welche aber leider absolut hermetisch verschlossen war. Keine Klingel. Kein Licht. Alle Fenster schwarz. Ja, und jetzt? Das gibt's doch gar nicht, ein Gasthof ohne Nachtglocke. Georg begann um das Haus zu tapfen und im dunklen Hof fand er tatsächlich die Nachtglocke. Glocke ist wörtlich zu nehmen. Sie hatte eine Größe, die durchaus gereicht hätte, die Bewohner eines mittleren Alpentaales zur Messe zu rufen und befand sich hoch oben am Haus unter der Dachtraufe und wurde durch eine Zugkette mit Griff betätigt. Georg holte tief Luft und zog. Es zeigte sich, dass die Größe der Glocke richtig bemessen war. Erst nach erheblichem Gebimmel, das lautstark durch die Nacht hallte, ging hinter einem Fenster ein Licht an. Schließlich ging das Fenster sogar noch auf und der leicht

zerzauste Schopf der dicken Wirtin kam zum Vorschein: "Ja sind Sie denn total nübberschnappt, mitten in Nacht sottenen Lärm z'mache! Mir habet nix mehr frei! Und wollte das Fenster wieder zuklappen. "Halt" schrie Georg "ich will doch bloß rein, ich wohne doch bei Ihnen auf Zimmer sieben!"

"Au des noch, Gäscht gibt's" broddelte die Wirtin "wartet Se oin Moment, i komm" Bald ging die Hintertür auf und Georg tappte in den Flur "Wo kommet jetzt au Sie no her, es isch doch scho alles zu gsi?" Georg murmelte was von guten Bekannten und "Danke, Gute Nacht" und verschwand treppauf und in seinem Zimmer. Irgendwie muss er auch noch ins Bett gekommen sein.

Georg träumte irgendwas Eigenartiges von einem Bösewicht, der ihm ans Leben und in sein Zimmer einbrechen wollte und mit dem Beil an die Türe schlug. Er fuhr hoch. Das Rappeln an der Tür blieb. Es war sein Chef. "Ja, was ist denn los, schlafet Sie immer no? Mir hättet scho um Neune beim Kunden sei müsse und jetzt ist's scho Viertel Zehne!"

Eigentlich wollte Georg überhaupt nicht aus dem Bett, sondern sterben. Schließlich rappelte er sich doch noch auf und hielt den Kopf unter Kaltwasser. Mann, war ihm übel. Im Frühstücksraum stand als einziges noch sein Gedeck auf dem Tisch. Georg druckste an einem Stück Brot herum und trank etwas Kaffee. Nie wieder, schwor er sich, trinke ich Alkohol wenn ich morgens raus muss!

"Was ischd denn nu, könnet Se fahre?" wollte sein Chef wissen. "Ich fürchte nein" gab Georg kleinlaut zu. "Ja des schoint mir au so", meinte Herr H. "Mit Ihrem Restalkohol im Blut könnte die Polezei ja oinen Kameradschaftsabend abziehe. Aber nach dem Mittagesse send Se wieder fit!" fügte er tolerant hinzu.

Vermutlich konnte er sich in seinen Zustand hineinfühlen, denn auch er war einem guten Tropfen überhaupt nicht abgeneigt.

Zur Zeit des Sommer- oder Winterschlussverkaufs kann man als Textilvertreter seine Kundschaft nicht besuchen. Herr H. meinte nun, dass sich sein Chauffeur in Haus und Garten nützlich machen sollte. Georg seinerseits wollte überhaupt nicht als Diener-Gärtner-Chauffeur eingestuft werden und war der Meinung, Herr H. habe kein Recht, ihn im Garten zu beschäftigen. "schwätzt Se koinen Stuss, Georg, ganget Se in de Garte und schoret Se!" Umgraben, das hatte ihm gerade noch gefehlt.

Georg beschloss, sich querzulegen. Um es ihm ein für allemal zu verleiden, ihn im Garten zu beschäftigen, begann er mit großem Fleiß ein Erdbeerbeet umzugraben. Er hatte seine Arbeit fast beendet, als die werte Frau Gemahlin seines Arbeitgebers erschien: "Ja, was machet jetzt au Sie da? Send Se noch zu rette?" Georg (unschuldig): "Wieso, ich grabe hier das Unkraut unter, wie mir Ihr Mann aufgetragen hat"

"Sie send der gröschte Dippel, den i in meinem ganze Lebe gesehe hab!" wurde Frau H. persönlich, "machet Se, dass Se hoimkomme. Mit meim Ma red' i no!"

Heute weiß Georg nicht mehr, ob das der Grund war, dass ihm dieser Arbeitsplatz verloren ging, oder ob er selbst gekündigt hat. Jedenfalls waren seine Tage mit der Damenunterhose "Hanna" nach dem Erdbeer-Attentat gezählt.

Als nächstes war Georg wieder bei einer Vertretung als Fahrer angestellt. Diesmal handelte es sich darum, Haushaltswaren, also Töpfe, Pfannen, Geschirr und Dinge dieser Art an die Besteller auszuliefern. Dazu stand ihm ein schon damals betagter VW-Transporter zur Verfügung, mit dem er dann

den Bereich so 50 Kilometer südlich um Stuttgart herum abfahren musste. Natürlich musste das Fahrzeug auch richtig - und in der richtigen Reihenfolge - beladen werden und dann bei der Kundschaft die jeweilige Kommission wieder entladen werden. So nahm Georg jeden Gegenstand mindestens 4 mal in die Hand und man glaubt kaum, wie viel in so einen VW-Transporter reinpasst. Das war neben dem eigentlichen Fahren her - richtige Arbeit und natürlich miserabel bezahlt.

Driver for Sedan & Truck

So besann Georg sich auf seine Englischkenntnisse und bewarb sich bei der US-Armee als Fahrer. Und nach Ausfüllen von etlichen Fragebogen - insbesondere ob er eine NS-Vergangenheit habe - wurde er beim Motor-Pool eingestellt. Zunächst musste eine amerikanische Fahrerlaubnis erworben werden, was aber kein besonderes Problem darstellte und nachdem er gezeigt hatte, dass er nicht nur einen Jeep, sondern auch einen Dreiachser-LKW fahren konnte, bekam er das Kärtchen mit Einträgen für "Sedan & Truck".

Geländefahrt.

Eines Tages sollte Georg einen "Douz-and-a-half-Truck" (das ist ein LKW mit 12,5 to zulässigem Gesamtgewicht, ein voll geländegängiger Dreiachser) nach Schwäbisch Hall fahren, um dort etwas abzuholen. Ein anderer Fahrer war zur Begleitung dabei. Den Namen hat Georg vergessen, nennen wir ihn "Kalle". Irgendwo hinter Backnang verlässt die Bundesstraße den schwäbischen Wald und führt lange geradeaus und leicht bergab. Alles frei. Eine prima Gelegenheit, einmal auszuprobieren, wie schnell sich wohl dieser



LKW fahren lässt.

Erlaubt war, das stand zur Erinnerung in jedem Militärfahrzeug innen mit weißer Farbe auf die Türen gemalt: City 25 mph, Autobahn 60 mph, other 54 MPH. Hier waren sie ohne Frage auf einer "OTHER". Bei 70

mph war dann der Tacho am Anschlag, aber der Karren ging noch immer schneller und fühlte sich auch noch ganz safe an. Plötzlich kam ihnen ein PKW der Military Police entgegen. Der vorbeihuschende LKW wird wohl auch eine schöne Luftbugwelle gehabt haben, es brauchte keinen Polizisten, um klar festzustellen, dass dieses Vehikel hier deutlich über dem erlaubten Limit fuhr. Georg schaute in den Spiegel. Tatsächlich, die MP bremste, setzte den Blinker, das Rotlicht begann zu flackern und die Jungens schickten sich an, zu wenden, um ihnen nachzufahren und zur Brust zu nehmen. Aber doch nicht mit ihnen. Voll abbremsten, bei Langsamfahrt den Allrad rein, Geländegang, schräg durch den Graben, drüben wieder rauf, quer über ein riesiges, abgeerntetes Maisfeld, aber mit Schmackes. Es machte richtig Spaß, die Amitrucks haben jede Menge Hubraum. jede Menge Power und natürlich, auch jede Menge Durst. Der Acker war nicht sehr nass, der große Wagen sackte kaum ein.

Die MP hatte einen Ford-Sedan. Power hatte der auch genug, nur keinen Geländegang. Die zwei MP's standen dort am Straßenrand, wo sie durch den Graben in den Acker eingebogen waren. Sie beratschlagten ganz offensichtlich, wie sie den LKW noch abfangen könnten. Dann entdeckten sie weiter vorne einen für sie eventuell befahrbaren Feldweg, der sie vielleicht näher herangebracht hätte. Als Georg sah, dass der Streifenwagen dort hinein bog, änderte er den Kurs über das Feld um Abstand zu behalten. Die Fahrzeugnummern kann man bei US-Militärfahrzeugen sowieso nur lesen, wenn man direkt davor steht und keine Brille braucht. Ideal für Fahrerflucht (auch heute noch!) Dennoch, es tat sich ein Problem auf in Form eines von Gebüsch gesäumten Baches, der den Acker abschloss. Da blieb der MP-Ford plötzlich stehen, offensichtlich war er auf Grund gelaufen. Die Amis stiegen aus. Um die LKW-

Besatzung mit ihren Pistolen zu bedrohen, waren sie immer noch zu weit weg. Aber da mussten die zwei gemerkt haben, dass sie eigentlich mit ihrem LKW nicht mehr viel weiter konnten, nach der rechten Seite ging es nicht, da war eine unbezwingbare senkrechte Steinböschung, links war der Feldweg mit den MPlern und vorne der Bach. Schon setzten sich die GI-s zu Fuß in die Richtung zu Georg in Bewegung.

"Was heißt hier Bach", sagte Georg zu Kalle, "dieser Bock hier ist doch seegängig. Der holt die Ansaugluft oben über'm Fahrersitz und der Auspuff ist fast 2 Meter hoch. Und alles ist wasserdicht verpackt. Auf geht's! "Erster Gang, Differentialsperre, Allradantrieb auf 10 Räder und dann schräg die Bachböschung hinunter. Rein ins Wasser. Au weia, da sackt er aber doch ganz schön ein. Vollgas! Und wer sagt es denn, dass der Frosch keine Haare hat, es geht doch.

Dröhnend wühlte sich der Truck durch das Bachbett und drüben wieder die Böschung rauf, dann stand noch ein Busch im Weg, aber nur kurz. Dann waren sie auf dem nächsten Acker und hatten nicht einmal nasse Füße bekommen. Drüben, hinter dem Bach wurden die Amis im Rückspiegel langsam kleiner. Dann verschwanden sie hinter einer Böschung auf einem Feldweg, auf dem man mit so einem Auto schon wieder richtig fahren kann. "Na also," sagte Kalle, "und jetzt nach Schwäbisch Hall." "Du spinnst wohl, was glaubst denn du, wo wohl die zwei MP-s auf uns warten werden? Hast du dir schon mal den Wagen angeschaut? Der sieht doch aus, als ob wir aus der Schlacht kämen. Nee, nee, da fahren wir erst mal auf einem Umweg wieder zurück in Richtung Backnang, dann gehen wir an eine Tankstelle wo es einen Wasserschlauch gibt zum Waschen, und dann erst fahren wir weiter nach Hall. Wenn die uns erwischen, müssen

wir das nächste halbe Jahr den Kasernenhof kehren, aber ohne mich!"

So war's und es hat keiner was gemerkt, außer dass sie sich recht verspätet hatten. "War ein Verkehrsstau, gleich hinter Winnenden."

Die US-Nachspeise

Wie man weiß, haben die Amis schon eigenartige Kochkünste. Da hat Georg auch eine lustige Story aus seiner Arbeitszeit bei der US-Army.

Schon bald wurde Georg bei der Army vom Warentransport zum Personentransport bei der sogenannten „Motorpool Taxi-Line“ befördert. Dort durfte er dann zunächst einmal niedere Chargen mit einem kleinen deutschen Ford Taunus (der mit der Weltkugel) in der Gegend herumfahren und auch die deutschen Handwerker, welche zu Notfällen wie „Klo verstopft“ oder Ähnlichem gerufen wurden.

Weil dazu in der ganzen Stuttgarter Militär-Area umhergefahren wurde, hatte Georg auch einen General-Ausweis für alle amerikanischen Einrichtungen.

Problemlos konnte man auch in den amerikanischen Kantinen Essen fassen – er hat dann immer ein wenig in den jeweiligen Kasernen herumgehört was es mittags so gab und ist dann zu der angenehmsten Kantine zum Essen gegangen.

So auch an dem einen Tag zusammen mit einem Klempner. Es gab French fries (pommes) und turkey. (Pute). Beim Anstehen an der Ausgabe sah Georg ein großes Blech, das mit einem roten Zeug bedeckt war, das wie roter Wackelpudding aussah. Er nahm sich ein Desertschälchen und gab eine ordentliche Portion hinein. Der Klempner tat ebenso. Einige Amis schauten daraufhin schon sehr

seltsam zu ihnen hin, was ihnen aber nicht besonders auffiel – Georg dachte, das liegt daran, dass sie als deutsche Zivis hier anstanden.

Weil Georg weniger schaffen musste als der Klempner, war er dafür schneller beim Essen und kam schon zum „Desert“ während der noch an der Pute rumnagte. Weil ein bisschen rotes Zeug seitlich außerhalb des Schalenrandes klebte, nahm Georg den Desertlöffel und schabte das weg – es war etwa halb so groß wie eine Haselnuss – und lutschte den Löffel ab. Es war, als ob er an einer Feuerqualle gelutscht hätte. Unglaublich – es brannte wie Feuer.

Georg musste wohl irgendeinen Laut von sich gegeben haben, denn der Klempner blickte hoch und fragte: „Ist es so gut?“

„Ja schon – aber eigentlich doch nicht mein Geschmack“ sagte Georg harmlos und schob die Schale zurück.

Inzwischen war der Gegenüber mit der Pute fertig und widmete sich dem „Pudding“. Er hatte sich einen Suppenlöffel dafür mitgebracht und nahm den auch ordentlich voll.

Anschließend dachte Georg, sie brauchen den Notarzt. Er schnappte minutenlang nach Luft. Schnell lief Georg und holte einen großen Becher mit Kaffee. Mühsam kippte er diesen runter. Er hat den ganzen Tag nicht mehr mit Georg gesprochen.

Konnte Georg verstehen.

Übrigens: Bis heute weiß Georg nicht, was das eigentlich war. Er vermutet, irgendwas mit Chili und Pfeffer.

Gras mähen per Nagelschere

Aus Strafe wird Belohnung. Wie das geht, wird mit der folgenden Geschichte erzählt. .

Bekannt ist der Spruch: „Die Hälfte seines Lebens, wartet ein Soldat vergebens“ und das traf durchaus auch für Fahrer der Motorpool-

Taxi-Line“ zu. Diese Wartezeiten wurden dann mit extremen Putzarbeiten am Motor des Dienstfahrzeuges ausgefüllt – oder schlicht verschlafen, was aber verboten war. Auch Georg lag eines Vormittags auf der Pritsche eines kleinen Militär-LKWs, der in dem Areal geparkt war. Es gab da einen Paken gestapelter Zeltbahnen, auf denen sich exzellent der in der vorhergehenden Nacht versäumte Schlaf nachholen ließ.

Nach einer Weile muss wohl Georgs Abwesenheit aufgefallen sein, jedenfalls wurde er recht unsanft von seinem Abteilungschef geweckt und zur Strafe zum Grasmähen rund um das Dispatch-Office abgestellt.

Weil Georg sich nun schon mal bei einer anderen Firma geweigert hatte, Gärtner zu spielen, beschloss er auch hier sich quer zu legen, zumal das Gras eh‘ schon niedrig genug war – also der Auftrag nur eine Schikane darstellte. Er setzte sich also ziemlich ostentativ ins niedere Gras und begann, es mit seiner Nagelschere zu schneiden. Schließlich hatte ihm ja niemand gesagt, womit er das Gras mähen sollte.

Aus dem Dispatch-Office wurde er zwar beobachtet, aber es kam niemand, um sich zu beschweren. Nachdem er schon eine halbe Stunde „gemäht“ hatte, kam der Fire-Marshall der Stuttgarter Area, ein Colonel Methews, die Rampe zum Motor-Pool herunter. Als er Georg sah, stutzte er und erinnerte sich offensichtlich an ihn (Er hatte mal im Office gesehen, dass Georg einen Roman – „Around the world before the mast“ in englischer Sprache las und ihn daraufhin angesprochen) „What the hell are you doing there?“ wollte er wissen. Georg: „Mowing grass, as ordered, Sir“ Wer denn das befohlen hätte? Der Dispatcher. Aha. Und warum? Weil er mangels Auftrag ein Schläfchen gemacht hätte. Das konnte auch Colonel Methews, er war ja schließlich auch Soldat. „Let me see, what I can do for you“ sagte er und verschwand im Dispatch Office.

Drei Minuten später wurde Georg hereingerufen. Der Taxiline-Chef sagte: „Ab sofort fahren Sie nicht mehr für die Taxi-Line!“ Georg bekam einen gehörigen Schreck. „denn“ fuhr er fort, „Colonel Methews möchte Sie haben als Fahrer für sein Kommando-Fahrzeug. Und der Colonel fügte hinzu: „If you don't mind to work for me“ Und ob ihm das nichts ausmachte, für ihn zu fahren.

Denn das war der Traum-Job aller Taxi-Line-Fahrer, das tolle rote Feuerwehr-Auto zu fahren. Es war ein Ford-Mercury, V-8 mit 5-Liter-Maschine, Rotlicht, Blaulicht, Martinshorn, Sirene, Telefon, Funk und allerhand sonstigem Schnick-Schnack.



Ab dem nächsten Morgen war Georgs Aufenthalt dann nicht mehr das Dispatch-Office der Taxi-Line sondern ein Zimmerchen im Feuerwehrhaus. Arbeitszeit von 7:30 bis 19:00, ein langer Tag. Die "Arbeit" bestand in Pflege des Fahrzeuges und

kleinen Besorgungen für den Colonel oder sein Büro. Nur wenn es irgendwo brannte, mussten sie ausrücken. Weil aber diese Brände immer ganz wo anders stattfanden, kam der Fire-Marshall fast immer erst dann an den Brandherd, wenn das Feuer von den jeweilig zuständigen Feuerwachen schon gelöscht war. Dennoch fuhren sie immer mit vollem Getöse dorthin, also Blaulicht, Rotlicht, Martinshorn, Sirene. Für diese Alarmfahrten war das Tragen vom Helm vorgeschrieben. Georg hatte also einen großen roten Helm auf und der Colonel einen weißen Helm mit goldenem Emblem, er war schließlich der oberste aller Feuerwehrmänner.

Einmal war wieder eine IG-Inspektion angesagt und Georg musste eine halbe Stunde früher kommen. Bei diesen Inspektionen der in weiter Entfernung liegenden Armee-Einrichtungen, fuhren die damit befassten Offiziere immer in einer langen Wagenkolonne, die sich mit unerträglichen 40 Km/h durch die Ortschaften quälte.

Dem Colonel Methews - und Georg auch - war das aber viel zu langsam und deshalb fuhren sie immer voraus. Dazu schlichen sie in üblichem Armeetempo von 40 km/h bis aus der Sichtweite der Kaserne und dann sagte der Colonel "O.k. George, let's go, hurry up". Daraufhin schaltete er den ganzen Weihnachtsbaum ein, trat links auf den Schalter für die Sirene und rechts aufs Gas und ab ging's. Speziell die Sirene war super. Diese wurde mit einem Fußschalter betätigt und dieser Schalter gab Strom auf die unter der breiten Motorhaube installierte riesige Sirene, die immer höher hinaufheulte, je länger man auf dem Schalter stand. Das konnte man also schön regulieren: Fuß drauf = hochheulen, Fuß runter = Heulton absenken. Im Gegensatz zu dem ja ebenfalls vorhandenen Martinshorn. Dieses lief nach Tastendruck immer über eine Sequenz von mehreren Tatitata's ab und musste dann neu eingeschaltet werden.

Das ganze machte echt Spaß, so mit Schmackes durch die Orte zu rauschen. Manchmal hat Georg das auch bei den kleinen Besorgungen gemacht, wenn er allein im Auto saß. Bevor man dann an den Zielort kam, wo man etwas besorgen wollte, musste dann die Sache rechtzeitig abgeschaltet werden, damit bei den Passanten keine Fragen entstanden, warum man denn jetzt schon mit Blaulicht zum Zigaretten holen kommt.

Eines Tages kam wieder mal ein Brand-Alarm. Zimmerbrand in Kornwestheim. Wie in so Fällen üblich, hatte die Feuerwehr den

Brand schon gelöscht bis sie kamen, aber trotzdem, der Oberst musste hin und wollte auch nicht allzu spät da sein.

Georg sauste also los, mit Helm auf und dem ganzen Weihnachtsbaum eingeschaltet. Hinten rechts saß der Oberst und fing schon an, die für Brandfälle vorgesehenen Formulare auszufüllen – Formulare gibt's bei der US-Armee reichlich. In Zuffenhausen-Rot rennt Georg plötzlich ein kleiner Junge in den Weg, trotz Martinshorn und Sirene. Vollbremsung! Im selben Augenblick flog Colonel Methews von hinten rechts durch die Windschutzscheibe bis auf die Motorhaube – denn Gurte gab's damals noch nicht. Der große Helm hatte aber wirklich den Aufprall abgefangen und Georg zog den Colonel vorsichtig durch die geborstene Krümelglas-Scheibe zurück ins Auto. „God damn“ sagte der Colonel und betrachtete die Schnittwunden an seinen Händen. Mit Pflastern aus dem Verbandskasten konnte Georg ihn aber ziemlich gut versorgen. Dann: „Good, George, that you saved the kid. And now let's go home, forget about the fire.“

Georg fegte die restlichen Glaskrümel (Verbundglas gab's damals noch nicht) zur Seite und fuhr langsam zurück.

Die oft tagelange Herumsitzerei beim Fire-Marshall ohne vernünftige Beschäftigung ging Georg dann doch ziemlich auf den Geist und er nahm einen angebotenen Job als deutscher Taxifahrer an. Während der Kündigungszeit befasste er sich mit dem Stadtplan von Stuttgart und erwarb die erforderliche Lizenz. Dann gab Georg mit Wehmut den schönen roten Ford-Mercury an einen Nachfolger ab und ging zum Stuttgarter Taxiplatz.

Taxi-Episoden (1) Georg verhaftet 2 Mörder

Straßenkreuzer-verwöhnt übernahm Georg mit Abscheu den lahmen Diesel-Mercedes 170 SD vom Taxiunternehmer Maier, genannt "Dusel-Maier". Der "Dusel-Maier" hieß so, weil er immer jede Menge Dusel hatte. Dusel haben hieß am "Taxiplatz", Fahrgäste mit weitem Fahrziel zu bekommen. Am Taxiplatz gab's im Laufe der Zeit auch etliche interessante, spaßige und auch gefährliche Situationen, von denen hier nun berichtet wird.

Da war zum Beispiel die Geschichte, wo Georg die Mörder verhaftet hat. Das ereignete sich so: Nachts pflegen die Taxis einer Großstadt nicht immer nur am Hauptbahnhof herumzustehen, sondern auch in St.Liederlich, also dem Bar- und Kneipenviertel, um dort die Spät-Heimkehrer als Fahrgast zu bekommen. Primär ist das nicht ganz ungefährlich, denn dort sind nicht immer nur harmlose Leute anzutreffen und mancher Taxifahrer ist auch schon von seinem Fahrgast angegriffen worden. In den 50er Jahren konnte man als Taxifahrer einen Waffenschein bekommen und wohl jeder Fahrer hatte deshalb auch eine legale Schusswaffe bei sich. So auch Georg. In der Nacht, von der jetzt die Rede sein soll, stand Georg mit seinem Taxi in der Esslinger Straße, einem kleinen Parallel-Sträßchen der breiten Hauptstädter Straße. Dort befanden sich damals, alte Stuttgarter werden sich erinnern, einige Hill-Billy-Kneipen, in denen überwiegend Amis verkehrten. Es war schon etwa 2 Uhr in der Frühe und Georg arbeitete sich im Schein der Innenbeleuchtung durch seinen Lehrstoff für den Fahrlehrerschein.

Weil Georg den Beruf als Kraftfahrer nicht als erstrebenswertes Lebensziel angesehen hatte, wollte er wenigstens Fahrlehrer werden. Davon später mehr.

Etwa 20-30 Meter weiter vorn gab's plötzlich am Ausgang einer der Kneipen einen Hader zwischen Gästen des Etablissements. Zunächst kümmerte Georg sich nicht weiter darum, zumal die Streitenden wieder im Lokal verschwanden. Auf einmal flog die Tür des Lokals wieder auf und wohl mit stark von innen nachgeholfenem Schwung gewann ein angetrunkener Ami die Straße. Dabei stieß er frontal mit einem Mann zusammen, der das Pech hatte, just in diesem Moment an der Tür vorbei zu gehen. Der Ami taumelte und flog auf das Pflaster, der Passant ebenfalls. Im gleichen Augenblick kam ein zweiter Ami aus dem Lokal geflogen, wohl der Freund des ersten. Dieser blieb aber dabei auf den Füßen, drehte sich halb herum und schlug dem gerade wieder hochkommenden Passanten voll die Faust ins Gesicht. Der so Angegriffene strauchelte und schlug mit dem Hinterkopf mit voller Wucht auf die Randsteinkante und blieb liegen.

Daraufhin versammelte sich wohl die Mehrheit der Gäste vor der Lokaltüre und diskutieren aufgeregter herum. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Georg die Vorgänge zwar beobachtet aber sich nicht weiter darum gekümmert. Großstadt-Nachtleben as usual.

Auf einmal beugte sich eine der ebenfalls anwesenden Damen zu dem immer noch am Boden liegenden Passanten und wollte ihm seine verlorene, abgegriffene Aktentasche reichen. Es war wohl ein Arbeiter, der nach der Schicht noch irgendwo einkehren wollte oder schon eingekehrt hatte. Der Mann regte sich nicht. "Oh, Gott" kreischte die Nachtschwalbe " i glaub' der isch doot!" Das müssen die zwei Amis wohl auch ohne Dolmetscher verstanden haben und setzten sich von der momentan abgelenkten Menge in meine Richtung hin ab. Ich dachte schon, die wollten mein Taxi chartern.

Sie fielen aber in einen immer schneller werdenden Trab und verschwanden um die Ecke in ein kleines Quersträßchen in Richtung Olgastraße.

"Ja, so nun auch wieder nicht", dachte Georg. "erst einen harmlosen Mann totschiagen und dann abhauen." Er setzte das Taxi zurück und fuhr in die Nebenstraße ein, dabei die Scheinwerfer voll aufblendend. Weiter vorn sah er die zwei noch laufen. Aus dieser Straße gab es aber damals hinten kein Entkommen, es war eine Sackgasse, die an einer senkrechten Wand vor der Olgastraße endete. Dort befand sich ein Baugrundstück, das von einem Bretterzaun umgeben war. Vorne am Eck des Grundstücks war das Brettertor ausgehängt und innen an die Bretterwand schräg angelehnt. In diese Baustelle hinein flüchteten sich die Amis. Georg hielt das Taxi so an, dass das Scheinwerferlicht voll in die Baustelle hineinleuchtete.

Kein Mensch zu sehen. Wo waren die Amis geblieben? Er zog seine Pistole, stieg aus und näherte sich vorsichtig dem Tor. Es gab in der Baustelle weder einen Ausgang noch ein Versteck - außer dem innen angelehnten Tor. Der John Wayne in Georg brach durch: "If you bastards don't get out immediately, I'll shoot you out!" Unter dem Tor bewegte sich was und die Zwei kamen zögernd hervorgekrochen. "Go ahead, you'll know where and don't try to escape!" drohte Georg Ihnen an und sie setzten sich in Bewegung, zurück zum Tatort. Das Taxi ließ er einfach so stehen, es war ja eine Sackgasse.

Trotz der Nachtzeit hatte die Aktion einige Zuschauer gefunden, nicht zuletzt, weil auch gegenüber der Baustelle noch eine Kneipe war. Georg klärte die Leute auf: "Die Amis haben da vorne einen totgeschlagen!"

Einige wollten sich daraufhin auch gleich auf die Amerikaner stürzen, Georg konnte sie aber davon abhalten indem er sagte

"Keiner läuft mir hier in die Schusslinie!" So ergab sich eine bemerkenswerte Prozession: Vorne weg die Amis, dann fünf Meter hintendran Georg mit der Kanone im Anschlag, und dann die nach Lynch lechzende Meute. Als sie vorn an der Esslinger Straße um die Ecke bogen, traute Georg seinen Augen nicht: Stille. Absolut ruhig liegende Straße, kein Mensch weit und breit und schon gar kein Leiche. So baff war Georg noch nie.

Die Amis blieben auch stehen wie angewurzelt. Aus der Meute kam Spott. Georg kam sich dämlicher vor als Dick & Doof zusammengenommen. Die Amis lachten plötzlich laut auf, steckten die Hände in die Hosentaschen und marschierten gemütlich in die andere Richtung davon. Georg durfte sich dafür noch ein paar unpassende Bemerkungen der mitgekommenen Leute anhören, während er seine Pistole wieder wegsteckte und zu seinem Taxi zurücklief. Nie wieder – hat er sich geschworen - verhaftet er einen Mörder.

Der Vollständigkeit halber sei aber noch angefügt, dass man den Mann später, als der Tag dämmerte, doch noch gefunden hat. Er war zum Glück nicht tot, aber immer noch bewusstlos. Man hatte, kaum dass Georg den Tätern nachgefahren war, den Mann aufgehoben und auf einen weiter vorne liegenden großen Sandhaufen gelegt und dann schnell die Szene geräumt. Georg kam nach Stunden gerade wieder dazu, als man ihn in einen Krankenwagen einlud. Natürlich war es jetzt zu spät, die Täter noch ausfindig zu machen und deshalb verzog er sich gleich wieder vom Ort des Geschehens, um nicht noch den Vormittag auf der Polizeiwache zur Protokollierung verbringen zu müssen.

Taxi (2) Mordversuch an Georg.

Ein Taxifahrer braucht wirklich eine Waffe. Wahrscheinlich haben die meisten auch noch eine – nur heute ohne Waffenschein. Natürlich sollte ein Taxifahrer nicht mit der Schusswaffe das Fahrgeld kassieren oder dem flüchtenden Fahrgeldpreller die Absätze wegschießen. Georg hat seine Pistole als Taxifahrer mehrfach benötigt. Deshalb jetzt gleich die Schilderung des nächsten Falles:

Eines Nachts, kurz vor Mitternacht, steht Georg mit seinem Taxi am Taxistand in Stuttgart-Zuffenhausen. Das Telefon läutet. Die Zentrale: "Einen Wagen zum Kerner-Eck". Darauf hatte er sich besonders gefreut. Das war damals die finsterste Kneipe des ganzen Stadtteils. "Na ja," dachte er, "da kannst du nichts machen". Er schwang sich in seinen 180er Diesel und brummte hin. Vor der Eckkneipe angekommen, geht dort schon die Türe auf und zwei Amis kommen heraus, eingehüllt in Staubmäntel der Qualität "Colombo".

"Hey, Krautmeter, let's go to Wilkin Barracks, hurry up!" meinte der eine, kroch auf den Rücksitz und rutschte zur anderen Seite durch, der andere folgte. Den "Krautmeter" wollte Georg ihnen zunächst noch nachsehen. Für Uneingeweihte: der Deutsche ist in Amerika der "Kraut" weil wir alle ununterbrochen Sauerkraut fressen und der "Meter" kommt von "Taxameter". Auf der Taxiuhr waren nun schon zwei Mark. "What's this? Why two Marks right now, we pay five Marks, as usual"

Fünf Mark waren der übliche, leicht reduzierte Fahrpreis für amerikanische Soldaten, die ab Zuffenhausen nach Wilkin-Barracks fahren wollten, einer Kaserne, die im Nachbarort Kornwestheim liegt. Georg erklärte, dass hier die Anfahrt noch hinzurechnet, aber

dass er es entgegenkommenderweise für Sieben Mark machen wolle. "No, Five Marks, that's all!" entgegnete der Ami. Nun reichte es Georg. Er sagte, die Sieben sei sein letztes Wort und wenn es ihnen nicht passen würde, sollten sie einen Hubschrauber bestellen oder zahlen was auf der Uhr steht. Kleine Pause. Dann: "Look with what we will pay you" sagte der Andere. Georg schaute in seinen großen Innenspiegel. Hinten im Auto war es natürlich dunkel, aber im spärlichen Licht konnte er jetzt deutlich die Porzellanköpfe von zwei Bierflaschen sehen, welche die Typen aus ihren Mänteln geholt hatten. Jetzt wurde es ernst.

Denn eine von hinten über den Schädel geschlagene Bierflasche gehört sicherlich nicht zu angenehmen Erlebnissen. Vollgas! Im schnell fahrenden Auto bringt man nicht von hinten den Fahrer um. Er änderte sofort das Fahrziel in Richtung der Polizeiwache.

Was ist das? Der Geradeausweg zur Polizei ist durch eine Umleitung versperrt. In der erforderlichen rechtwinkligen Abbiege ist er sicherlich fällig. Er zwingt den störrigen 180er Benz fast auf zwei Rädern um die Ecke, Türe auf, Handbremse zu und raus! Er fliegt fast hin, kann sich aber schnell wieder hochrappeln.

Der Benz bleibt quer in der Straße stehen, noch vorher gehen beide hintere Türen auf und die Amis stürzen, jeder mit einer Bierflasche in der Hand, auf Georg zu. Der wiegt zwar trotz seiner Größe von Einsachtzig nur 70 Kilo, hat aber zum Ausgleich sofort ein Kilogramm P38 in der Hand. Die P38 ist eine Zimmerflak, Kaliber 9mm, mit der man Panzer knacken kann.

Die Amis bleiben stehen, wie angenagelt. Georg lädt die P38 durch, obwohl sie schon durchgeladen war. Die Patrone fliegt aus der Kammer und hüpfte auf dem Pflaster davon. Die Amis sind Soldaten, denen braucht man nicht zu sagen, wie eine scharfe Waffe aussieht. "Get to the wall, rightaway! Bottles down and hands up!" Die GIs

kennen sich aus. Brav stellen sie die Bierflaschen runter und stützen sich an der Wand ab.

Was nun? Georg fängt an, laut "Hilfe!" zu schrien. "Hiiiillffe, Überfall!!" Nichts. Rundum bleibt alles ruhig, kein Fenster hat Licht, kein Fenster geht auf. Kein Auto weit und breit. Eine idiotische Situation. Was soll er nur machen? Einfach in's Auto steigen und wegfahren? Soll er in die Luft schießen? In diesem Moment kommt ganz gemütlich - und wie sich später herausstellt auch ganz ungerufen - ein Polizei-VW um die Ecke.

Das muss man den Jungens lassen, kapiert haben sie schnell. Zack, waren sie aus dem VW raus, Handschellen für die Amis, Bierflaschen zur Seite gestellt und dann zu Georg: "Jetzt können Sie die Waffe wegstecken." Er schilderte kurz den Fall. "Aha, na ja, sagte der Polizist, wir müssen sowieso die MP holen." Nach einer Weile kam ein Jeep der Militärpolizei, die zwei Typen wurden auf den engen Rücksitz verfrachtet und dann setzte sich die kleine Kolonne aus den drei Fahrzeugen in Richtung Burgholzhof ("Robinson Barracks") in Bewegung. Dort war die Wache der Militärpolizei.

Im Wachlokal saß hinter einer erhöhten Theke ein müder und mürrischer Desk-Sergeant, auf den die zwei Bierflaschen-Helden gleich losstürmten und ihm in etwa folgenden Sachverhalt schilderten: Sie seien zu Georg ganz harmlos ins Taxi gestiegen und dann sei er ohne jeden Grund plötzlich mit der Waffe über sie hergefallen. Au, hat der Sergeant gesagt, da wollen wir doch lieber mal den Leutnant holen.

Der MP-Leutnant erschien gähnend. Die zwei wiederholten ihre Schilderung. Ob Georg einen Dolmetscher brauche? "No Sir, thank you, I can make myself understood!" Und den Schwachsinn, welche die zwei hier auftischen, verstehe er auch, machte Georg ihm klar

und fügte dann seine Version der Sache an. Georg solle ihm mal seine Waffe zeigen. Er holte das Ding aus dem Halfter. "Nice gun, and big enough" meinte der Offizier. So war es. Er hatte zuerst eine kleinere Pistole, die nicht so schwer war und deshalb bequemer zu tragen. Das Dumme an kleinen Pistolen ist aber, dass man damit schießen muss, um zu überzeugen. Die Angreifer glauben einfach nicht, dass so ein kleines Pistölchen wie eine 6.35er, in der Lage ist, den größten Zweimeter-Mann totzuschießen. Bei so großen Kanonen, wie die P38 eine ist, glaubt jeder, der vorne rein schaut, dass es hier ernst ist. So war's ja auch hier. Nun wurden die zwei erst einmal gefilzt. Es kamen insgesamt knapp 3 Mark an Bargeld ans Licht. Das ließ die Sache dann schon wieder in einem anderen Licht erscheinen. Dem Leutnant war das gar nicht recht, einen versuchten Raubüberfall wollte er wohl in dieser Nacht nicht auch noch bearbeiten müssen. Ob Georg Anzeige machen wolle.

"Das kommt darauf an, ob ich mein Geld bekomme" ließ er verlauten.

"How much is it?" "Weiß ich nicht, die Uhr läuft noch!"

Er ging raus zum Auto und las den Taxameter ab: Achtunddreißig Mark. Mit dieser Zahl zurück ins Wachlokal. Wie es wäre, wenn er diesen Betrag bezahlen würde, ob er es dann damit bewenden ließe.

"Yes, if these guys apologize themselves for the "Krautmeter" .

"Oh yes Sir, we are very sorry about this, please excuse us" sagte einer und der Andere nickte heftig. Heftig ging's über die Zwei dann auch nach dem Abführen her, wie alle dann aus dem Gang hinten noch hören konnten.

Ohne Waffe hätte Georg wohl den Morgen im Krankenhaus verbringen können, wenn nicht noch Schlimmeres passiert wäre.

Taxi (3) Super-Trinkgelder

Sein Einkommen als Taxifahrer kann man durch betont freundliches Wesen dem Fahrgast gegenüber aufbessern. Allerdings ist da die Hauptstadt des Schwabenlandes nicht so überaus lukrativ. Man weiß ja, wie der Grand Canyon in USA entstand: Da hat einmal ein Schwabe eine Mark verloren. Eine ganze Mark extra zu bekommen, ist im Schwabenland schon ein erheblicher Glücksfall. Macht die Fahrt Neunzehnmarkachtzig dann bekommt man mit der Geste eines Maharadschahs "Zwanzig Mark, Rest ist für Sie".

Deshalb steht man als Taxifahrer gerne am Bahnhof. Dort kommen Leute aus anderer Gegend ans Taxi, oft auch Ausländer.

So hatte Georg einmal einen Engländer im Taxi, der nach Sindelfingen wollte, um einen neuen Mercedes vom Werk abzuholen. Eine ordentliche Fahrt, damals so um die 25 Mark herum. Auf dem Weg durch die Stadt erklärte Georg dem Engländer in seinem besten Amerikanisch die Sehenswürdigkeiten, die sie passierten. Am Stadtrand bemerkte der Engländer, dass er seinen neuen Wagen dann gleich nach Hause fahren würde und Georg ihm doch erklären möge, wie er an die Autobahn gelangen könne. "No problem, Sir, pleasure!" Inzwischen im Mercedeswerk angelangt, bat er ihn, doch bitte zu warten, bis er seinen Wagen habe. Er könne solange in der Cafeteria etwas essen. "Here are fifty Marks, is that enough?" Klar, waren die fünfzig Mäuse genug, reichlich. Nach einer guten Stunde war der Gentleman wieder da, vor der Türe parkte sein neuer Mercedes. Ein 300 SL mit Flügeltüren, Georgs Traumauto. Seins auch, nur er konnte es sich - im Gegenteil zu Georg - auch leisten. Er bat ihn, nun nicht so schnell zu fahren und kurz vor der Autobahn noch mal anzuhalten, und zu ihm zu kommen. Sie setzten sich in Bewegung. Kurz vor Einfahrt der A-8 hielt Georg auf einem Seitenstreifen an und ging zu

seinem SL, die Flügeltür ging auf und er erklärte ihm wie er über Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt in Richtung Köln fahren solle. Dort aber noch mal auf der Karte nachsehen oder fragen.

"Very nice to meet such a kind cab driver, this is for you" sagte er zum Abschied und drückte Georg noch mal einen Hunderter in die Hand. Der konnte es kaum glauben: Dreiundzwanzig Mark Fahrpreis und Hundertsiebenundzwanzig Mark Trinkgeld. Der Tommy war wohl auch happy, mit diesem schönen Auto. Soviel Trinkgeld. Das wiegt leicht hundert Schwaben auf. Die Taxi-Kollegen haben es nicht geglaubt, was Georg aber egal war.

Noch einmal hatte Georg ein erstaunliches Erlebnis mit Ausländern. Eines Tages musste er zum Opel-Staiger, der großen Opelvertretung in Stuttgart. Dort stand ein spanisches Ehepaar und wollte, dass er sie ins Hotel fahre. Konversation in Englisch. Der Mann erklärte Georg, das Auto hätte einen Motorschaden und wäre erst in 3 Tagen wieder fahrbereit. Sie hätten Urlaub und ob er nicht wüsste, wo es schön und sehenswert wäre. "Doch" sagte Georg spaßeshalber, "sehr schön ist es am Rhein, zwischen Mainz und Koblenz kann man eine tolle Dampferfahrt machen"

Ja, ob er sie denn dorthin fahren könne. Natürlich kann er, aber billig ist es nicht gerade. Ja wie viel denn. Georg überschlägt in etwa die Fahrstrecke. Der Kilometer kostet eine Mark. Rückweg ist gratis. Er kommt auf etwa dreihundert Kilometer. "Ja, also für dreihundertfünfzig Mark fahre ich Sie nach Mainz und hole Sie dann in Koblenz wieder vom Dampfer ab" Georg erwartet nicht, dass er dieses Angebot annimmt. Für Tausend Mark muss man zu dieser Zeit einen ganzen Monat arbeiten.

Doch. Georg solle sie morgen früh um sieben Uhr vom Hotel abholen, wenn er möchte. Klar möchte er, nur kann er es immer noch

nicht glauben. Nun, es ist ja egal. Seine Schicht beginnt eh' um sechs in Frühe, geht er doch einfach hin zu dem Hotel, vielleicht ist ja doch was dran. Georg erklärt, pünktlich um sieben Uhr am Hotel zu sein.

Am nächsten Tag. Das Wetter verspricht prima zu werden. Die Spanier erwarten Georg tatsächlich. Sie sind zwar noch nicht ganz reisefertig, aber sie wollen wirklich diese vorgeschlagene Tour mit ihm machen. Er zwickt sich, um zu sehen, ob er nicht träumt. Bald fahren sie los. Es war mir nun doch etwas mulmig. So eine lange



Tour. Und was ist, wenn sie am Ende nicht zahlen, oder nicht zahlen können? Er beabsichtigt, in Leonberg auf die Autobahn zu fahren. Vorher noch, an den Boxen der Solitude-Rennstrecke, ist ein schöner Platz zum Halten. Was ist, will der

Spanier wissen. Georg erklärt ihm verlegen, dass es den Fahrern nicht erlaubt sei, ohne Vorkasse so lange Fahrten zu machen und er müsse nun mindestens 250 Mark Anzahlung haben. "Kein Problem", sagt der Kaballero, "hier sind 350 Mark, ok?" Das ist jetzt wirklich ok. Zwei Stunden später sind wir in Mainz.

Es geht tatsächlich ein Dampfer der Köln-Düsseldorfer nach Koblenz, das spanische Ehepaar geht an Bord und vertraut Georg, dass er sie auch in Koblenz wieder vom Schiff abhole. Ehrensache für Georg. Er fährt gemütlich voraus, macht einen Stadtbummel in Koblenz und ist dann rechtzeitig am Anleger. Der Dampfer kommt, mit ihm seine spanischen Fahrgäste. Ein Koblenzer Taxifahrer, der auch am Steg steht, schaut neidisch.

Die Spanier sind begeistert. Kann Georg verstehen, diese Rheinfahrt ist auch wirklich schön. Abends sind sie wieder am Hotel in Stuttgart. Er ist mit den 350 Mark gut weggekommen, es waren keine 700 Kilometer. Zum Abschied bekommt er noch mal Fünfzig Mark! Georg liebt Taxifahren doch.

Taxi (4) Scharfer Bauer

Ja, und dann war da noch die scharfe Sache mit dem Bauern aus Heidenheim an der Brenz. Die muss unbedingt auch noch erzählt werden..

Der stieg Georg eines Abends um neun am Hauptbahnhof ein: „Sagetse Herr Schofför, wo isch in Schtuaget ebbes los?“

Eigentlich wollte Georg antworten „Nirgends“ aber man vergrault ja keine Fahrgäste. Wohin mit dem Kerl, damit man ganz schnell wieder am Bahnhof ist? „Da empfehle ich die Eden-Bar, die hat wohl auch schon auf!“ „Guat, da fahretse mi na!“

„So, da ist die Eden-Bar, macht 3 Mark 20, bitte.“

„Noi wartet se, I will erscht emal sehn was die bieten“, steigt aus und schaut die Bilder mit den angebotenen Striptease-Damen an.

„Des schaut guat aus, kommet se, gangetse mit noi!“ „Geht, leider nicht“, versucht Georg abzulehnen, „ich muss noch die ganze Nacht fahren.“

„Wieso,“ sagt das Landei, „I zahl elles, lassetse die Uhr ruhig laufe, vielleicht fahret mer au no woanders na!“

Kurz und gut, sie gehen rauf – Georg outet sich gleich als Taxifahrer, damit die Damen ihn nicht als potentiellen Umsatz betrachten und bekommt auch eine Personal-Cola. Das Bäuerle ist sofort Hahn im

Korb und lässt Sekt auffahren. Es wird immer lustiger. Eine Dame bittet um eine milde Gabe und bekommt sofort eine Bonboniere in Form eines Bechstein-Flügels der nach Aufklappen eine gar liebe Melodie dudelt. Inzwischen füllt sich das Etablissement immer mehr. Georg geht mal wieder runter und zieht die Taxiuhr auf. Der Km-Preis verspricht gut zu werden.

Nun hat der Fahrgast Hunger. Die Eden-Bar hat nur Trinkbares und Salzstangen, er bietet sich aber, Brathähnchen zu besorgen. Land-Ei zu mir: „Willscht Du au oins?“ Na ja, bevor er sich schlagen lässt. Georg ist jetzt bei Personal-Sekt. Absolut alkoholfreier Apfelschorle.

Zwei halbe Wienerwald-Göckel kommen. „Was kostet se?“ will der Bauer wissen. „Lass nur, kommt nachher mit auf die Gesamtrechnung“ sagt die üppige Blondine, welche gerade auf seinem Schoss sitzt. Georg isst seinen Gockel unbehelligt in dem Eck, wohin er sich zurückgezogen hat.

Die Blonde verschwindet, um bald darauf als „Badende Venus“ angekündigt zu werden. Dazu wird ein Zuber auf die Tanzfläche gestellt und mit Wasser und viel Schaum gefüllt.

Georgs Fahrgast wird umgehend zum Bademeister ernannt und bekommt eine weiße Admiralsmütze, und einen Schwamm. Die Musik spielt einen Tusch und die Blonde erscheint, steigt in den Zuber und beginnt, die paar Fummel, die sie noch anhat, langsam und lasziv auszuziehen.

Das Land-Ei leckt sich über die Lippen. Blondie zieht tatsächlich auch noch den Slip aus und versteckt sich im Schaum.

Jetzt wird der „Bademeister“ aufgefordert, in Aktion zu treten. Das lässt sich der Häberle aus Gingen nicht zweimal sagen. Er greift in den Schaum und fängt an, die Dame zu waschen – und zwar gründlich. Und auch an allen Stellen. Das eigentlich nicht so prüde

Publikum weiß gar nicht mehr, wo es hingucken soll. Peinlich, peinlich.

Die Badefreuden werden abrupt unterbrochen, weil die Dame energisch aus dem Schaum auftaucht und – eine nasse Spur hinterlassend – rausläuft. Das Bäuerle ist enttäuscht aber eigentlich doch zufrieden, wie man unschwer sieht.

Später kommt sie – angezogen – wieder rein, schnappt sich ihre Bonboniere vom Tisch (wo Georgs Fahrgast zwar schon erheblich blau, aber zufrieden grinsend an seinem Sekt weitertrinkt) und schimpft wie ein Rohrspatz: „Sowas ist mir meiner Lebtag noch nicht vorgekommen, so ein Saukerl!“ Und als er wieder nach ihr greifen will „Fass mich ja nicht noch mal an!“ Sie setzt sich zu jemand anders an den Tisch, am anderen Ende des Raumes.

Der Geschäftsführer kommt mit der Rechnung. Der Bademeister hat kein Bargeld sondern einen Scheck, auf die Volksbank Giengen an der Brenz, den der Geschäftsführer selber ausfüllt „Zweitausendvierhundsiebzig“ und den der Bauer zwar krakelig aber willig unterschreibt. Mein lieber Mann – das ist vielleicht unverfroren. Selbst Georg hat er nicht vergessen. „Du muscht mi dann no ans Mineralbad Berg fahre. Reichet Dir zwoihundert Mark?“ Doch, reichen ihm. Alle helfen dem Bauer die Treppe runter, der Geschäftsführer bedankt sich überschwenglich „Besuchen Sie uns bald wieder“. Kann Georg sich denken, glaubt er aber nicht, wenn der nüchtern seinen nächsten Kontoauszug sieht.

„Fahr mi ans Mineralbad Berg“! „Gern, aber das macht erst um halb Sieben auf“. „Macht nix, I schloaf derweil a weng auf der Parkbank, s isch ja warm heit nacht!“

Na schön, sein Wunsch ist Georg Befehl, angesichts von 200 DM. Er zeigt ihm das Mineralbad und auch wo eine Bank steht und lässt ihn allein.

Georg liefert seinem Taxiunternehmer Dusel-Maier den Scheck ab und sagt: „Was über den Taxipreis (waren 45 Mark) hinausgeht gehört mir!“

„Ja wahrscheinlich darfst du die 45 auch noch zahlen, wenn der Scheck nicht eingelöst wird“

Und später hat er doch tatsächlich behauptet, die Bank hätte den Scheck abgelehnt und wollte das Geld von ihm haben. Er ist daraufhin in die Eden-Bar und hat gefragt, ob der Scheck eingelöst worden sei.

„Klar“ hat der Geschäftsführer gesagt, bei solchen Typen vom Lande nehme ich immer Schecks.

Eben. Hat Georg sich auch gedacht. Der Dusel.-Maier hat ihm daraufhin die Differenz ausgezahlt. Georg hat ihm aber trotzdem gekündigt.

Fahrlehrer, der moderne Beruf.

Die Fahrlehrer-Prüfung wurde schon immer unterschätzt. Nicht nur von Außenstehenden, sondern auch von den Bewerbern. Den Zugang hatte damals jeder, der nicht vorbestraft war und einen Hauptschulabschluss hatte. Außerdem musste man, wie bei einer Meisterprüfung, 23 Jahre alt sein, alle Führerschein- Klassen besitzen und Fahrpraxis nachweisen können.

Tatsächlich war es um 1960 herum sehr attraktiv, diesen Beruf zu ergreifen, denn es gab immer noch einen enormen Nachholbedarf an Fahrausbildung. Insbesondere die Ehefrauen von neugebackenen Autobesitzern wollten auch fahren können und strömten in die Fahrschulen.

Entsprechend ausgebucht waren denn auch die Fahrlehrerausbildungsstätten deren Besuch obligatorisch war. Georg musste bis hinter Hamburg, nach Pinneberg, um im Institut des Ingenieurs Paulsen einen Studienplatz zu bekommen. Jeder Teilnehmer hatte wie er, schon ein Fernstudium von fast einem Jahr hinter sich gebracht, weil dadurch das vom Staat geforderte Ganztags-Studium reduziert werden konnte. Darauf aufbauend ging es jetzt sofort vertiefend in jedes Sachgebiet. Die Sachgebiete waren natürlich zunächst Fahrzeugtechnik und Fahrphysik, aber insbesondere Straßenverkehrsrecht, Strafrecht, Versicherungsrecht, Pädagogik, Rhetorik und Betriebswirtschaft einer Fahrschule. Ein großes Pensum.

Weil diese Studenten abends, nach dem Seminar, meist geschlossen nach Hamburg ausschwärmten, hießen sie bald der "St.Pauli-Kurs".

Klar waren sie auch mal in St.Pauli auf der Reeperbahn, aber Georg erinnert sich, dort bestimmt nicht mehr als Fünf Mark ausgegeben zu haben. Durchlaufen kostet ja nichts. Und als erfahrener Taxifahrer, sozusagen Berufstätiger im Nachtleben - was sollte es da noch Neues

geben? Und wie Nepp abläuft, wusste er aus Stuttgarts Nachtleben schon längst. Hamburg ist auch sonst ganz sehenswert. Georg liebt Schiffe.

Nach der Schule sollte nun in Stuttgart die Fahrlehrerprüfung erfolgen. Schon vor der Pinneberg-Zeit hatte er sich vorbereitet. Wie man sich leicht denken kann, muss man bei einer Fahrlehrerprüfung astrein Autofahren können. Tatsächlich war es so, dass man eine Stunde lang mit einer Prüfkommision im Auto, in der Stadt herumfahren musste - ohne Fehler, versteht sich. Wer meint, er könne so gut autofahren, dass es für ihn gar kein Problem sei, so zu fahren, der irrt. Das muss man wochen- oder monatelang trainieren. Georg war das bewusst und deshalb hatte er in der letzten Zeit vor dem Besuch der Schule in Pinneberg, schon beim Taxifahren das absolut korrekte und regelkonforme Fahren geübt. Seine Fahrgäste waren oft bass erstaunt, welchen Fahrstil er an den Tag legte. Speziell solchen Kunden, die häufig mit dem Taxi fuhren, fiel der Unterschied zu der sonst üblichen Fahrweise von Taxifahrern auf, manche hielten ihn wohl für total plemplem. Müssen Sie mal üben: nie mehr als 3 km/h über das jeweils geltende Limit fahren, keine durchgezogene Linie berühren, keinen Schulterblick vergessen, Fußgänger - auch die auf der linken Seite! - über den Zebrastreifen lassen, beim Abbiegen den Fußgänger abwarten, nicht bei Gelb noch durchhuschen oder losfahren und was dergleichen Feinheiten mehr sind.

Durchfallquoten von 80 und mehr Prozent waren - und sind es wohl noch - bei der Fahrlehrerprüfung an der Tagesordnung - und mehr als die Hälfte hat es bei der praktischen Prüfungsfahrt erwischt. Georg übrighens auch, bei der Fahrprüfung für die Klasse 1, Motorrad. Das kann man ja hier gleich mal einflechten, obwohl es den Ereignissen vorgreift. Zur Prüfung Klasse Eins musste man ein

entsprechend großes Motorrad mitbringen und dann hinter dem Wagen mit der Prüfkommision herfahren. (teilweise wurde auch nach Zielangabe vorausgefahren, Funk zur Wegansage gab es damals noch nicht). Georg hatte sich für diese Prüfung eine 500er BMW gemietet, eine Maschine, die für diese Prüfung nicht besonders ideal war, da sie nicht so sehr wendig ist. Das macht sich beim Achter fahren auf schmaler Straße schon bemerkbar. Er hatte dann aber diese Achter lange genug geübt und beherrschte sie auch auf diesem Motorrad ganz gut.

Nun, die Fahrlehrerprüfungsfahrt Kl. 1 ging zunächst wie üblich kreuz und quer durch Stuttgart und dann fuhr man für diese Pflichtübungen auf eine kleine Nebenstraße, eine Sackgasse, steil bergauf. Die Kommission, zwei Prüfengeure vom TÜV und ein Beamter von der Behörde, stiegen aus dem PKW aus, bauten sich am Fahrbahnrand auf und bedeuteten Georg, mit den Vorführungen anzufangen. Anfahren am Berg, Kreisfahrt auf Straßenbreite, Achter auf Straßenbreite, ganz ans Ende der Sackgasse fahren, auf Handzeichen Gefahrenbremsung aus 50 Km/h. Georg fuhr los.

Kreisfahrt und Achter waren auf der engen Fahrbahn nicht leicht, aber dank des Trainings schaffte er es gut, ohne einmal den Fuß auf den Boden setzen zu müssen. Dann noch die Gefahrenbremsung - kein Problem. Er war stolz, dass es so gut geklappt hatte.

"Na," sagte der Herr Ober-Prüfungsrat, "das war leider nichts. Jetzt wären Sie mindestens 3 mal tot."

"??? Wie bitte?" meinte Georg verständnislos.

"Ja, Sie hätten sich eben vor jedem Einkurven beim Achter umsehen müssen!"

Das hatte ihm niemand gesagt. Es war eigentlich auch reine Schikane, deswegen die sonst richtige Prüfungsfahrt abzulehnen. Wenn auf dieser Sackstraße eine Maus gelaufen wäre, hätte er sie rechtzeitig gesehen. Ihm wollte schon scharfer Protest rausrutschen,

aber er beherrschte sich dennoch mühsam, weil er die viel wichtigere Klasse Drei Prüfungsfahrt mit dem Auto noch vor sich hatte und er sich nicht eine ungehaltene Prüfkommision einhandeln wollte. Also schluckte er seinen Ärger runter. (Später hat er die Motorradprüfung noch mal nachgeholt und dann bestanden, weil er die Abläufe wusste.)

Wie schon erwähnt, war das vorgegriffen.

Bevor ein Bewerber überhaupt zur Fahrlehrerprüfung zugelassen wird, muss er erst einmal eine Eignungsprüfung bei einem Medizinisch Psychologischen Institut bestehen. Der Volksmund sagt dazu "Idiotentest", und wird, wie jeder weiß, von Alkoholfahrern verlangt, die wieder den Führerschein haben wollen. Für Fahrlehreranwärter war dieser Test noch erheblich erweitert. So musste Georg auch die Adaptationsfähigkeit seiner Augen prüfen lassen. Der Sinn dahinter: Wann kann der Proband im Dunkeln nach einer Blendung wieder Einzelheiten erkennen. Das geht so: Man schaut, mit einem schwarzen Tuch über dem Kopf, in einen rabenschwarzen Kasten hinein. Zunächst sieht man gar nichts. Dann taucht nach einer Weile im Hintergrund ein schwachgelber Kreis auf etwas hellerem Grund auf, beleuchtet mit einer 5-Watt Birne. Der schwachgelbe Kreis hat an einer Stelle eine Öffnung. Die Helferin bedient hinten den Kasten und verdreht dazu die Öffnung. Man muss sagen, wo die Öffnung jeweils ist: oben, unten, rechts, links.

Plötzlich geht in dem Kasten eine Hundert-Watt-Lampe an. Jeder kann sich diese Blendung leicht vorstellen. Lampe wieder aus. Die Helferin: "Sagen Sie bitte sofort, wenn sie die Kreisöffnung wieder sehen."

Es hat bei Georg viel zu lange gedauert. Abbruch des Tests, Besuch beim Augenarzt. Der Augendoktor verschreibt Vitamin A, das baut den Sehpurpur nach Blendung schneller wieder auf.

Nach vier Wochen erneuter Test, diesmal sieht er den Kreis wieder im Zeitlimit. Der Eignungstest geht weiter. Nach Deutung diverser Klekse und anderer psychologischer Tests kommt der Test: "Technisches Verständnis". Man bringt ihm einen Karton voller Einzelteile: Scheiben, Zahnräder, Holzklötzchen, Bindfaden, Endlosgummi, gelochte Blechstreifen, sonstige Teile in Modellbaugröße und eine unregelmäßig vorgelochte Grundplatte.

???

"Daraus sollen Sie jetzt ein Hammerwerk bauen, Sie haben eine Stunde Zeit" sagt die Helferin und verschwindet wieder.

Toll. Ein Hammerwerk. Aus diesem Puzzle, und womöglich auch noch funktionsfähig. Er beginnt mit dem Holzklötzchen, das soll ja wohl der Amboss sein, auf den der Hammer schlägt. Ein Hammer ist auch dabei, der muss logischerweise eine Auf- und Niederbewegung machen. Soweit war er recht schnell. Aber dann der Antrieb dieses Hammers, er konnte sich nicht vorstellen, wie das gehen sollte. Noch 20 Minuten und immer noch keine Idee. Aber jetzt. So kann es gehen: die Riemenscheiben liegen waagrecht auf der Platte, die Achsen stecken in den vorgesehenen Löchern, auf einer der Scheiben ist exzentrisch ein Loch für einen Griff, das ergibt eine Drehkurbel. Die Drehbewegung wird mittels eines Endlosriemens auf die andere Scheibe übertragen auf dieser wiederum steckt ebenfalls exzentrisch ein Bolzen. Auf diesen wird ein Bindfaden aufgesteckt, das andere Ende wird über eine Rolle umgelenkt und kommt an den Hammer. Dadurch entsteht aus der Drehbewegung eine Hin- und Herbewegung, welche den Hammer anhebt und loslässt. Umlenkung der Bewegung um neunzig Grad und dann noch in eine andere Raumbene. Da muss man erst einmal drauf kommen. Zweiundsechzig Minuten, noch in der Toleranz. Mein lieber Mann.

Es gibt auch noch einen anderen Test, den psychologischen, natürlich beim Psychologen. Ohne dem Berufsbild und -stand der

Psychologen oder Psychiater zu nahe treten zu wollen: irgendwie hat Georg immer den Eindruck, die haben selbst alle einen Knacks. Also hier kommt ein Interview und dann der berühmte Farbklecks-Test, Rorschachtest heißt der. Man bekommt dabei einige rot-schwarze Tintenkleckse zu sehen, die man deuten muss. Seine Kleckse waren alle gespiegelt - durch Falzen des Papiers und Aufeinanderdrücken der feuchten Farbe.

Na, hat er bei sich gedacht, was will der Psycho sehen? Irgendeine Metapher auf den angestrebten Beruf. Also dann: "Das hier ist ganz klar ein Raumschiff mit Düsenantrieb" erläutert Georg.

"Ach ja? Wieso?" - "Nun, hier das Schwarze außen herum ist der Raumschiffkörper und innen das Rote ist die heiße, glühende Antriebseinheit." Der Psychologe lehnt sich entspannt zurück. Na also, denkt Georg, war doch wohl richtig so. Und so ging's in lockerer Atmosphäre noch ein Weilchen weiter.

Dann kam der Fahrfähigkeitstest. Das war gar nicht einfach.

Dazu gab's damals ein ca. 5 Meter langes Laufband aus weißem Textil, auf das in Schwarz eine dicke Doppellinie aufgemalt war. Diese war in engen und weiten Kurven und auch Geraden geführt.

An der Stirnseite des Bandes war etwas erhöht ein Fahrersitz angeordnet, mit Gas, Bremse und Lenkrad. Am anderen Ende des Bandes gab es eine Ampelanlage.

Nun ging es los. Unter dem Band leuchtete eine Lampe, die einen Lichtpunkt auf den Stoff projizierte. Beim Gasgeben setzte sich das Band in Bewegung und die Aufgabe bestand darin, den Lichtpunkt auf der Straße, also genau zwischen den beiden Linien zu halten. Fahrdynamisch war das kaum mit Autofahren zu vergleichen, weil man die engen Kurven fast nur bei stehendem Band bewältigen konnte, aber vielleicht war das gewollt. Man musste schon sehr aufpassen, um nicht von der Linie abzukommen, Dazu gab es dann

immer wieder Störungen, zum Beispiel plötzlich die Rote Ampel, wo dann die Zeit bis zum Betätigen der Bremse gemessen wurde. Es gab auch einen Spiegel, in dem ab und zu ein Licht erschien, das einen aber nicht von den wichtigen Dingen ablenken durfte. Na ja, so sind sie halt, die "Idiotentests".

Nach zwei Wochen kommt das Ergebnis. Test bestanden, Zulassung zur Fahrlehrerprüfung.

Zum theoretischen Prüftermin waren einige weitere Aspiranten geladen. Hier konnte man dann auch sehen, was Georg nie begreifen wird: Einige der zu Prüfenden hatten den "Beck" in der Hand und waren darin am Herumlesen. Juristen kennen diese kiloschweren roten Bände mit den Gesetzestexten. Georg fragt sich, was wollen die Prüflinge denn zu diesem Zeitpunkt noch lernen? Nach dem Studium eines Stoffes, der so umfangreich ist, dass man daran fast 2 Jahre lernen muss, was sollen da die letzten 15 Minuten noch bringen?

Georg weiß, es ist die Nervosität, das Lampenfieber, vor Prüfungen. Aber dennoch, was soll der Quatsch? Entweder man beherrscht seinen Stoff oder man beherrscht ihn nicht. Ein Prüfling weiß selbst, wie es um ihn steht. Hat er schlecht gelernt und geht dennoch hin, ist er ein Glücksritter. Hat er gut gelernt, weiß fast alles und fällt trotzdem durch, ist er ein Pechvogel. In beiden Fällen erübrigt sich das Lesen von Lehrstoff 5 Minuten vor einer umfangreichen Prüfung.

Entspannen, locker bleiben, Prüfer sind auch nur Menschen.

Georg bekam als Vortragsthema für die Lehrprobe "Die Fahrgeschwindigkeit" ein Super-Stoff, Kann er aus dem Stegreif zwei Stunden drüber referieren. Die Vorbereitungszeit von 15 Minuten reichte dicke, um ein paar Stichworte zu notieren. Natürlich

versuchte einer der Herren, ihn aus dem Konzept zu bringen: Was er denn über die Haftungsfragen nach einem Unfall wisse?

"Also das, meine Herren, ist ein sehr umfangreiches Sachgebiet, für das ich ohne weiteres einen ganzen Vortrag benötige und dafür ist leider im Thema Fahr-Geschwindigkeit wohl kein Raum ..."

Und weiter ging's mit Fahrgeschwindigkeit. Nach zwanzig Minuten hat's der Prüfkommision gereicht und der Nächste (der mit dem "Beck") durfte hinein. Hoffentlich hatte er die richtige Stelle vorher nachgelesen. Vermutlich nicht, denn von 11 Bewerbern bei dieser Prüfung sind acht durchgefallen und er wurde nicht wieder gesehen.

Bei der Fahrprobe fürs Auto gab es dann keine Beanstandung, Georgs Taxiroutine mit Correctness-Training hatte sich gut ausgezahlt. Außerdem: die Prüfung fand in Stuttgart statt und wer kennt sich in einer Stadt schon besser aus als ein Taxifahrer, nicht wahr. (Manche Taxifahrer wissen sogar den kürzesten Weg!)

Kann man das Leben planen?

Vielleicht hätte Georg sich im Oktober 1998, kurz vor dem Fünfundsechzigsten, auf eine etwas höhere Rente freuen können. Bestimmt wäre er in den langen Jahren kaum einmal arbeitslos gewesen - eigentlich ist nicht arbeitslos gemeint, sondern Job-los. Aber hätte es ihm etwas genutzt? Rente ist pfändbar - alles über zur Zeit ca. 1100.- € kann ein Gläubiger kassieren. Georg wird etwa 450 € bekommen, unpfändbar. Damit kann man in Deutschland nicht leben und bekommt noch etwas Aufstockung in Form der Grundsicherung, damit wird das Leben auch nicht besonders unterhaltsam. Aber wer lange selbstständig war, bleibt auch länger rüstig. Rüstig genug allemal, um noch ein paar Kröten dazu zuverdienen. Und wenn das aus biologischen Gründen nicht mehr geht – wozu braucht man dann noch Geld? Die städtische Bücherei ist kostenlos, einen Multimedia-Computer kann man mit wenig Kraft auch noch bedienen, wenn der Kopf mitmacht. Und wenn der Kopf nicht mehr funktioniert - na ja, dann tschüss.

Das ist jetzt natürlich schon wieder mal vorgegriffen und zeigt das Lebensergebnis Georgs auf. Kann Wohlstand ein Lebensziel sein? Um dann im Alter eine Kreuzfahrt machen zu können? Warum nicht reisen, wenn man noch etwas davon hat? Das ganze Leben lang malochen und krumm liegen, damit dann die Erben glücklich sind?

Das war ja seinerzeit auch richtig, dass Georg nicht auf dem Status als Kraftfahrer bleiben wollte. Niemand kann in die Zukunft schauen und damals hat Georg nicht im Traum daran gedacht, dass mal die Regierung sein größter Konkurrent geworden wäre. Dann hätte er sich bestimmt nicht selbstständig gemacht, sondern wäre Beamter geworden. Zum Beispiel, mit dem Fahrlehrerschein in der Tasche, als Befähigungsnachweis zum Verkehrsamtleiter. Oder sogar

zum Verkehrsminister – aber dazu wäre Georg deutlich überqualifiziert.

Selbstständig sein heißt unternehmen. Heute sieht man in vielen länger bestehenden Unternehmen kaum noch Unternehmer, sondern überwiegend Unterlasser. Die ehemals aktive Gründergeneration ist hauptsächlich damit beschäftigt, die Erbmasse vor dem Fiskus zu schützen. Die Erben, schon mit einem goldenen Löffel im Mund geboren, sehen ihre Aufgabe entsprechend im Erhalt ihrer Pfründe und jammern lauthals, wie schwierig der Standort Deutschland geworden und wie schwer es sei, im globalen Wettbewerb zu bestehen. Und dass es deshalb leider unumgänglich sei, die verbleibende Arbeit auf noch weniger Leute zu verteilen, um konkurrenzfähig zu bleiben. Die werden sich noch wundern! So viele Leute kann eine Firma gar nicht entlassen, um mit dem Rest mit den Billiglöhnen der Bevölkerungs-Explosions-Länder konkurrieren zu können.

"Oh je", hört man, "die Rente ist uns auch nicht mehr sicher". Das glaubt Georg auch nicht. Jedenfalls nicht so, wie es bisher als Generationenvertrag gedacht war damit. Das kann doch gar nicht klappen, weil hier ja - trotz der erheblichen Bemühungen des Bischofs von Fulda und der CSU - die Geburtenkontrolle funktioniert. Und nachdem wir alle schon mal zwanzig Mark für die Renovierung der Krankenhäuser locker gemacht haben, ist die Chance, dort wieder lebend herauszukommen noch weiter gestiegen. Das stellt dann die Bevölkerungs-Pyramide auf den Kopf, ein außerordentlich unstabiles Arrangement.

Die Chance für dieses Land, vollends den Bach herab zu gehen ist groß, es gibt viele Vorbilder, wie zu sattes Wohlstandsleben zum Zusammenbruch führt. Das alte Rom war nicht einmal die erste degenerierte Wohlstandsgesellschaft, die in sich zusammenfiel.

Was hier bei uns fehlt, sind mutige Innovationen. Neue Ideen, die man sich auch auszuführen getraut. Hier wird jedoch primär in Sicherheit gedacht. Das Wort Risiko traut man sich in Manager- und Unternehmerkreisen nur im Zusammenhang mit "ist uns zu groß" auszusprechen. Schnell reich werden ja - aber ohne Risiko bitte. Das ist schon sehenswert, wie heute die Großunternehmen sich in verzwickte verschachtelte Holdings umwandeln, um Risiko und Steuern zu sparen. Und das funktioniert, denn die Politiker sind die Helfershelfer.

Deshalb investiert der Deutsche bevorzugt in Aktien, weil der DAX so schön kontinuierlich steigt. Es ist wie am Roulette-Tisch: weil gerade die Schwarze Serie läuft: Alles auf Schwarz!

Wahrscheinlich hat das noch gar niemand bemerkt: Hier läuft schon das Endstadium des Großen Deutschen Monopolies, begonnen unter Kohl: Die Großen werden immer größer, kleinere Unternehmen werden geschluckt, feindliche Übernahmen sind an der Tagesordnung. Die Gewinne der Großen steigen und steigen. Die Kleinen gehen drauf.

Das ist es sowieso, wo die Deutschen Experten sind: dem Staat die Abgaben vorenthalten. Keiner weiß, wann Sie dieses Buch lesen, aber vermutlich werden Sie den talentierten Rennfahrer Sebastian Vettel wenigstens dem Namen nach noch kennen: Weltmeister der Formel eins. Die Deutschen jubeln ihm zu und der Landkreis Bergstraße hat ihn zum Ehrenbürger ernannt. Warum eigentlich? Er fährt für Ferrari, wird bezahlt von Red Bull, verdient ein Schweinegeld (gern, er riskiert ja auch was) aber der Kerl zahlt keine müde Mark Steuern an diesen Staat, dessen Bürger er ist. Er verdient sein Geld als Monegasse und wohnt in der Schweiz (2% Steuern!). O.K. kann er. Aber seinen deutschen Pass soll er dann gefälligst abgeben und wenn er mal wieder Deutscher werden will - vielleicht

gibt es dann endlich ein Einwanderungsgesetz, nach dessen Quoten er sich einbürgern lassen kann.

Wenn wir Deutschen unseren Wohlstand bewahren wollen, dann geht das bestimmt nicht mit einfachen Tätigkeiten, die überall in der Welt billiger verrichtet werden können. Die Deutschen müssen wieder Tüftler werden, neue Sachen herausfinden, die auf dem Weltmarkt Interesse finden. Es ist nicht zu fassen: die ansonsten überfüllten Universitäten haben Probleme, Ingenieur-Studenten zu bekommen. Schon jetzt fehlen überall Ingenieure. Erst recht ist um den Nachwuchs zu bangen, der mit eben den einfachen Tätigkeiten seinen Unterhalt bestreiten muss. Es ist aber bezeichnend für den Weitblick der Politiker, dass sie an dem längst überholten Schulsystem festhalten, das dazu noch immer von Land zu Land unterschiedlich ist.. Erst haben sich die Unternehmen um die Ausbildung von Nachwuchs gedrückt, jetzt bekommen sie kaum noch dafür qualifizierte Schulabgänger.

Vielleicht sollte man auch nicht die Arbeit besteuern, sondern die Maschinen, die Produktionsmittel? Ohne dabei gleich in den Kommunismus zurückzufallen. Das würde dann zu zwei positiven Entwicklungen führen: Die Firmen würden manche Arbeit eben doch wieder von Menschen verrichten lassen und andererseits würden sie notwendige Maschinen in ihrem Wirkungsgrad schneller weiter entwickeln, damit sie sich bezahlt machen. Die Reichen, welche meinen, streng nach den Monopoly-Regeln ihre Umwelt soweit wie möglich ausbeuten zu können, sollten sich vorsehen: soziale Unruhen, Überlebenskämpfe der kleinen Leute, können auch Reichen außerordentlich gefährlich werden, denn die haben ja was zu verlieren. Das sollten diese also im eigenen Interesse schon im Ansatz zu verhindern versuchen, also leben und leben lassen und den armen Bevölkerungsschichten helfen.

Im Gegensatz zu Ingenieuren haben wir aber Soziologen genug. Und deshalb hören wir jetzt mit diesem Thema sofort auf.

Manche Leute brauchen eine Anleitung für jeden Handgriff und dazu noch einen Aufpasser, damit sie eine zugewiesene Arbeit dann auch ausführen. Andere fühlen sich aber nicht so wohl, wenn sie sich dauernd nach einem Chef richten müssen. Georg gehört eigentlich mehr zu den letzteren, den selbstständig arbeitenden Leuten. Dafür ist es allerdings wichtig, sich immer wieder selbst motivieren zu können. Wer das nicht drauf hat, bleibt besser angestellt, oder noch besser, wird Beamter.

Hinein in die Selbständigkeit

Zurück ins Jahr 1961. Schon nach einem Jahr bei der Fahrschule M. in Stuttgart hatte Georg den Eindruck, ein solches Unternehmen in eigener Regie besser führen zu können. Außerdem war die Familie inzwischen angewachsen und die Zweizimmerwohnung natürlich viel zu klein. Eines Tages ergab sich die Möglichkeit, eine hochfeine 4-Zimmerwohnung in der Nähe der Universität zu bekommen, ein kleines an einen Studenten vermietbares Dachzimmer war außerdem noch dabei sowie ein großer Raum im Tiefparterre, der für einen Fahrschul-Lehrsaal geeignet war. Zugegriffen. (11.Umzug) Die Miete war natürlich mit dem Fahrlehrergehalt nicht zu erschwingen, aber selbstständig müsste es gehen. Georg wird zum Unternehmer.

Aber als Basis für eine Fahrschule im eigenen Wohnhaus war eine ständig anwesende Frau natürlich eine große Hilfe. Fahrlehrerfrauen bewachen das Telefon, ermuntern Anrufer zur Anmeldung, geben Auskünfte über den Unterricht und die Preise, machen die Buchführung und sind eigentlich das Aushängeschild der Fahrschule. Besonders Freundlichkeit ist für die Kundenwerbung wichtig. Diese guten Voraussetzungen waren vorhanden und bewogen Georg damals, das total fehlende Startkapital bei der Südwestbank aufzunehmen und anzufangen. Es wurde eine hübsche Fahrschule, der Unterrichtsraum war groß genug und hell, es waren neue Modelle und Möbel drin, es konnte losgehen.

Nach einigen Werbeaktionen hatte Georg auch bald genug Fahrschüler, die seinen Tag auslasteten. Unter seinen Fahrschülern befanden sich auch viele junge Mädchen, hübsche Mädchen, was seiner Frau offensichtlich überhaupt nicht recht war.

Aber die Fahrschule lief ganz gut und Georg war eigentlich den ganzen Tag auf Achse, zweimal in der Woche kam dann noch der theoretische Unterricht dazu. Nach einem ganzen Tag

Großstadtfahrschule stand ihm natürlich abends der Kopf nicht mehr sehr nach Familienleben und nach dem abendlichen Theorieunterricht wollte er eigentlich nur noch in Ruhe in seiner Stammkneipe ein Bier trinken. Außerdem ist eine Stammkneipe für einen jungen Fahrschulunternehmer wichtig, weil man bekannt sein muss, will man neue Fahrschüler bekommen.

Trotz etlicher finanzieller Verpflichtungen blieb nun doch etwas Geld am Monatsende übrig und es sah so aus, als ob sich das noch steigern würde. Vielleicht könnte Georg sich nun doch bald seinen Kindertraum erfüllen, den er schon seit der Zeit latent mit sich herumtrug, als sein Spielgefährte damals einen zweimotorigen Modellflieger mit echt drehenden Propellern hatte, den er nicht ein einziges Mal auch nur anfassen durfte. Seither wollte er nämlich Pilot werden. Allerdings war es den Deutschen erst seit kurzer Zeit wieder erlaubt, ein Flugzeug zu führen.

Höhenflug

Nicht nur der latent in Georg schlummernde Wunsch, sondern auch die Tatsache, dass seine Wohnung in Flughafen-Nähe, nein sogar unter der Schulungsrunde lag, bewirkten, dass er einmal zum Flughafen fuhr und sich dort einen Rundflug leistete. Dieser war damals zwar auch recht teuer, aber bei Weitem das Billigste, was in der Zukunft in Punkto Fliegerei auf Georg zukam.

Denn wie bei dem schönen Flugwetter nicht anders zu erwarten und bei Georg schon seit früher Jugend genetisch angelegt, packte ihn der Flug-Bazillus. Der bewirkte, dass er sofort nach dem Rundflug in die am Flughafen ansässige Flugschule lief und sich zu einem Kurs anmelden wollte.

Ob er denn schon in einem Fliegerclub sei? Nein? Das wäre der erste Schritt. Diese Verzögerung hätte Georg nun dazu benutzen können, um einmal zu überlegen, was er da vorhabe und mal seine Frau zu fragen, was sie dazu meinte. Vermutlich wäre er dann in den Naturfreunde-Verein eingetreten. Aber Georg war schon immer ein Freund schneller Entscheidungen und erkundigte sich, wo der örtliche Fliegerclub angesiedelt sei und tagte.

Den zweiten Schritt in die Fliegerei machte er durch die Tragfläche eines Segelflugzeuges hindurch, das ganz unschuldig in der rabendunklen Baracke des Aeroclubs lag. Das war Georg wirklich unangenehm, dass er das nicht gesehen hatte, sondern nur das Licht vom Aufenthaltsraum, das hinten durch einen Spalt schimmerte. Auch der darob anfangs unmutige Verein wurde angesichts eines gestifteten Kastens Bier sofort freundlich und hieß den Neuling

willkommen. Zumal sich der Schaden an der Tragfläche in Grenzen hielt, wie man sofort feststellte.

Der dritte Schritt führt zum Doktor. Dieser war der Vertrauensarzt einer Flugtauglichkeitsuntersuchungsstelle (gell, ein schönes Wort!) und diese nimmt bis heute nur Privatpatienten, kostete also auch damals richtig Geld. Natürlich war Georg tauglich, jung und fit wie er war.

Nachdem Georg dann die Eintrittsgebühr des Aeroclubs und diverse Fliegerkarten und das umfangreiche Lehrmaterial gekauft hatte, bekam er einen ersten Eindruck von der finanziellen Seite des Flugsports, der sich auch noch vertiefte, als er den Preis für die Flugstunde erfuhr, die mit 50 Mark das fünffache wie eine Fahrstunde bei ihm kostete. Und im Gegensatz zum Autoführerschein musste man obligatorisch 45 Stunden bis zum Schein fliegen.

Um es mal wieder vorwegzunehmen: Es kam öfter in seinem langen Fliegerleben vor, dass Georg sich eigentlich die Fliegerei nicht mehr leisten konnte. Er überbrückte das dann meistens damit, dass er gegen Entgelt andere Personen am Himmel rumflog.

Allerdings ist das wie beim Golfen. Man lernt lauter Leute kennen, die nicht jeden Cent sparsam mehrmals drehen müssen, bevor sie ihn ausgeben. Das hat erhebliche Vorteile.

Zu dieser Bevölkerungsgruppe hatte Georgs Frau überhaupt keinen Bezug, so wenig wie auch sonst zur Fliegerei. Vielleicht bekam die Ehe schon damit einen erheblichen Knacks.

Absturz

Nein, mit dem Flugzeug ist Georg niemals abgestürzt, außer der Beschädigung des Segelflugzeuges in der dunklen Baracke hat er in seinen ganzen vierzig Jahren der Fliegerei nie ein Flugzeug beschädigt.

Im Gegensatz zu seinen geschäftlichen Unternehmen, da ist doch manches abgestürzt, manchmal mit Georgs Verschulden, meist ohne sein Zutun.

Das ging los mit seiner ersten Fahrschule in Stuttgart. Diese lief in den ersten Jahren recht gut. Er hatte zwar im Nachbarort eine Konkurrenz, aber damit konnte er leben. Zwar war der Staat auch schon im Spiel, aber in dem Vorort gab es keine Feuerwehr oder Straßenbahn oder Ämter die auch schon Fahrschüler ausbildeten, das war weiter weg oder noch gar nicht vorhanden.

Was aber vorhanden war, waren hübsche, junge Mädchen in seinem Fahrschulwagen und eine eifersüchtige Ehefrau, die diese immer argwöhnisch betrachtete.

Georg hatte schon lange seinen Flugschein, als seine Frau, immer wenn er in seinem Fliegerclub war, vermutete, dass Georg fremd ging. Das war aber zu dieser Zeit definitiv nicht der Fall, später aber schon.

Georg merkte davon wenig, nur dass der Lehrsaaal nicht mehr aufgeräumt wurde, auch dass die Wohnung einen unordentlichen Eindruck machte und seine Frau, wenn er zwischen seinen Fahrstunden mal heim kam, nicht etwa die Buchführung machte, sondern auf dem Sofa lag und Krimis las. Oder, wenn er mal abends spät heim kam, seine Frau mit dem Untermieter, einem persischen Studenten, noch Schach spielte.

Dann blieben viele Stühle in seinem Lehrsaal leer, was sich Georg auch nicht erklären konnte und mit Werbemaßnahmen gegensteuerte. Bis ihm mal ein neuer Fahrschüler sagte „Da haben Sie aber eine unfreundliche Anmelledame. Die sagte mir, als ich wissen wollte, wann ich Sie mal antreffe. ‚das weiß ich doch nicht, wann der heimkommt‘.“

Die daraufhin geführte Aussprache mit seiner „Anmelledame“ verlief unfreundlich. Georg wurde Fremdgehen vorgeworfen, was er zu Recht abstritt, aber nicht geglaubt wurde.

Die Einnahmen gingen nach wie vor zurück und Georg kam mit seinen Rechnungen in Verzug. Vielleicht merken auch Fahrschüler wenn ihr Fahrlehrer interne Probleme hat, ein sich selbstverstärkender Regelkreis. Wie ein Ingenieur sagen würde.

Eines Tages lief ihm seine Frau mit hämischem Gesichtsausdruck entgegen, wobei sie ein Papier schwenkte. „Das hast du jetzt von deiner Fliegerei“. Das Papier war ein Zahlungsbefehl. Ausgestellt beim Amtsgericht über 600 Mark für einen Satz neuer Winterreifen.

„Ich habe gedacht, das sei schon längst bezahlt worden“ rief Georg, als den gelesen hatte. Er schrieb, weil er ja bei der Südwestbank einen Dispo hatte, über diesen Betrag einen Scheck aus, den er postwendend an die Reifenfirma schickte.

Damit nahm das Unheil seinen Lauf. Der Scheck platzte. Von der Bank bekam Georg anderntags eine fristlose Kündigung seines Dispos.

Was nicht nur Georg sich noch heute fragt: Woher bekam die Bank Wind von dem Zahlungsbefehl? War dies das Bankgeheimnis, der Datenschutz, den die Regierung zu der Zeit für ihre Bürger vorhielt? Was wäre dann mit einem Zahlungsbefehl der ungerechtfertigt ist? Was ist mit Kündigungsschutz für Dispos? Auch heute noch schützt

die Regierung die Banker, wie man ja weiß, damals war es noch viel schlimmer.

Die Reifenfirma war sauer, wie man leicht nachvollziehen kann, und zeigte Georg wegen Scheckbetrug an. Es gab tatsächlich eine Gerichtsverhandlung. Natürlich wurde Georg frei gesprochen. Denn Betrug setzt Vorsatz voraus und der war natürlich bei Georg überhaupt nicht gegeben.

Die Weiterführung seiner Fahrschule war danach nicht mehr möglich, denn die Einrichtung war noch nicht abbezahlt und wurde wieder eingezogen. Plötzlich hatte er nur noch Schulden.

An ein Zusammenleben mit seiner Frau war nach dieser Geschichte nicht mehr zu denken. Georg zog also in ein Dorf bei Ludwigsburg, (12.Umzug) wo er eine kleine Einzimmerwohnung bekommen hatte.

Im Rückblick von heute würde er das etwas anders machen, nämlich seinen Sohn mitnehmen. Damals wollte er die Kinder nicht von ihrer Mutter trennen. Sie hatte immerhin noch das Sozialamt zur Hilfe, er hatte nichts, außer Schulden.

Mit dem Sozialamt war das für arme Menschen so wie heute, man bekommt ein mehr oder weniger dichtes Dach über den Kopf, aber Fett ansetzen wird man nicht. Denn dieser Staat hat Mitgefühl nur für Reiche.

Wenn er seinen Sohn mitgenommen hätte, wer weiß, ob das diesem gut getan hätte. Denn das Leben der nächsten Jahre gestaltete sich für Georg reichlich abenteuerlich.

Aber es war dennoch eine Trennung auf Dauer, die bis heute anhält.

Zurück auf Los.

Nach seinem Auszug hat Georg sofort in Stuttgart-Zentrum, wenn auch in einem Hinterhof-Gebäude, wieder eine Fahrschule angefangen, zusammen mit einem Jugo-Dolmetscher und dessen Auto: Spezialfahrschule für Jugoslawen. Wir erzählen mal wie's weitergeht, interessant für Leute, die vorhaben, sich scheiden zu lassen...

Der Jugo war schon vor der Bekanntschaft mit Georg als vereidigter Dolmetscher für Führerscheiprüfungen tätig, hatte auch etwas Geld und vor allem auch Kontakte mit den in Stuttgart zunehmend einwandernden Jugoslawen.

Die Zusammenarbeit war für ihn und auch für Georg günstig. Für Georg deshalb, weil Fahrschuleinrichtung und Schulwagen dem Jugo gehörten und also für den Gerichtsvollzieher nicht erreichbar waren. Es ging auch ein paar Monate gut und Georg fing schon an, wieder Hoffnung zu schöpfen, aber es sollte nicht sein. Denn der Eigentümer des Hinterhofgebäudes hatte einen Mietvertrag mit dem Jugo, nicht mit Georg. Und in diesem Vertrag war eine Klausel, von der Georg nichts wusste: Das Gebäude war nur so lange vermietet, bis dass die Baugenehmigung für ein dort geplantes Bürohaus durch war. Man hätte zwar in diesem – noch zu erstellenden Gebäude - auch brauchbare Räume anmieten können, aber da war ja die einkommenslose Bauzeit dazwischen. Kurz: Das Jugo-Fahrschulspiel war nach einigen Monaten schon wieder zu Ende. Einen anderen Raum mit ihm zusammen zu suchen, wollte Georg auch nicht, auch bekam er Probleme, weil er kein Bankkonto zur Verfügung hatte.

Da blieb eben nur noch, sich als Angestellter zu bewerben. Das ergab sich bei einer Fahrschule in Ulm, wo Georg unter der Woche auf Fahrschulkosten in einem möbilierten Zimmer hauste. Das war solange möglich, bis der Gerichtsvollzieher in das Dorf bei Ludwigsburg kam. Von dem Rest, der von seinem Gehalt noch blieb, konnte weder man das Auto, das er wieder hatte, noch die Wohnung bezahlen.

Deswegen flüchtete Georg nach München, (13. Umzug) wo er bei einer Fahrschule, die überwiegend Griechen ausbildete, eine Stelle bekam. Griechen, die meistens vom Lande stammten, in München zum Führerschein zu bringen, das stahl der Fahrlehrer. Mittags hatte er davon genug. Da begann er aber nicht zu faulenz, sondern Taxi zu fahren. Die erste Fuhre waren ein paar Jungens aus Hamburg, die sofort ins Hofbräuhaus wollten. Als Georg dafür den Stadtplan rauskramte, erzielte er bei seinen Fahrgästen einen großen Heiterkeitserfolg. „Hier schaue ich nicht rein, weil ich nicht weiß, wo das Hofbräuhaus ist, sondern weil da ein Einbahnstraßensystem ist. Und ich will euch doch nicht im Kreis rumfahren. Außerdem ist das heute mein erster Tag und ihr seid die ersten Fahrgäste!“ Es gab wieder ein gutes Trinkgeld.

Wohnen war schon damals in München ein Problem und Georg war so glücklich, sogar in Schwabing in einem Mietshaus im 3. Stock (mit Aufzug!) ein Zimmer mit kleiner Küche und Loggia für eine übersichtliche Miete zu bekommen. Der Wohnungsinhaber machte auf Georg einen seltsamen Eindruck und weil dieser immer gerne bei Georg zu einem Plausch saß, im gemeinsamen Bad gewaschene Spitzenunterwäsche hing, ohne dass jemals eine Dame aufgetaucht wäre, hatte Georg den Verdacht, dass sein Vermieter schwul sei.. Das hat sich auch dann bestätigt und nachdem Georg

unmissverständlich klar gemacht hatte, dass er hetero bleiben wolle, kam bald auch eine Kündigung. Mangels Wohnung musste Georg dann nach Ottobrunn ausweichen, was wirklich ungeschickt war.

In der Fahrlehrerzeitung las Georg dann mal eine sehr vorteilhafte Anzeige einer Fahrschule aus Wasserburg/Inn und bewarb sich dort. Vielleicht weil nicht viele Bewerber auf die Stelle in Wasserburg reagierten, bekam Georg umgehend eine Zusage. Die Fahrschule besorgte ihm auch ein möbliertes Zimmer. (14.Umzug) Dieses war der Inbegriff einer trostlosen Bleibe und die Stammtische im Ort waren ganz ähnlich. Abends immer nach München zu fahren, war dann doch zu weit und Georg war bald einem Suizid nicht mehr fern.

Inzwischen hatte Erwin in Bodenseenähe ein Haus gekauft. Das war möglich geworden, weil er mit einer Druckerei zusammen eine gut laufende Fachzeitschrift herausgebracht hatte, die ihm ein dauerndes gutes Einkommen bescherte. In diesem Haus war noch ein Zimmer frei das Georg angeboten wurde. Georg war froh, dem Wasserburg entronnen zu sein, wenn er auch dadurch seinen Job verloren hatte. (15.Umzug) Für Quartier und Verpflegung arbeitete Georg bei seinem Vater halbtags im Büro mit, für das Taschengeld ging er nachmittags nach Friedrichshafen zur Arbeit. Welche Arbeit? Richtig, Taxi fahren, für Fahrlehrern war dort keine Stelle frei.

Das Glück, das sonst eigentlich um Georg einen großen Bogen machte, war sofort, wenn er im Taxi saß, wieder bei ihm. Jetzt in Form eines gut angezogenen Herrn, der an seinen Wagen trat und fragte: „ Könnten Sie mich auch nach München fahren?“ „Gerne, wenn Ihnen das die 200 Mark wert ist“ erwiderte Georg. „Kein Problem“ sagte der Mann und stieg ein.

Nachdem Georg erst mal den lahmen Mercedes-Diesel gegen einen flotten 100er Audi seines Arbeitgebers eingetauscht hatte, fuhren sie los. Als sie München näher kamen, fragte Georg „Und wohin soll es in München dann gehen?“ „In die Elisabethenstraße“ war die Antwort. Nun wusste Georg per Zufall, wo diese Straße war, nämlich in der Nähe vom Rotkreuzplatz, wo alle die Straßen der Heiligen Frauen lagen. Er beschloss seinem Fahrgast nicht zu sagen, dass er in München auch mal Taxi gefahren habe und deshalb wüsste, wo diese Straße liegt. Er fuhr, ohne einmal in einen Plan zu schauen oder nachzufragen, schnurstracks zur Elisabethenstraße und hinterließ einen darob ungläubig verwunderten Fahrgast „Wie haben Sie das denn gefunden?“ „Ach, gute Taxifahrer wissen immer den Weg zum Ziel“ erwiderte Georg und kassierte ein gutes Trinkgeld.

Bald hatte Georg aber wieder eine Anstellung in einer Fahrschule in Wilhelmsdorf. Der Inhaber hatte dort auch eine VW-Vertretung und entsprechend einen VW-Käfer als Schulwagen. Das Auto – auch wenn es inzwischen Kult sein sollte – ist fahrtechnisch eine Katastrophe und als dauernder Arbeitsplatz unzumutbar, besonders im Winter. Warum das fahrtechnisch katastrophal ist? Weil es einen Heckmotor hat, also den Schwerpunkt hinten, ist es eine sogenannte „Heckschleuder“. (Auch der Porsche 911 gehört in diese Kategorie, hat aber ein deutlich besseres Fahrwerk) Der VW-Käfer kommt zwar bei glatter Fahrbahn besser fort, weil er auf der Antriebsachse schwerer ist, aber sonst ist das Auto für den Winter absolut ungeeignet, schon der Heizung wegen.

Auch der Fahrschulinhaber, der von diesem Problem natürlich wusste, sagte „Was soll ich Ihnen denn als Schulwagen geben, ich habe doch eine VW-Vertretung“ Als Alternative gab es zu dieser Zeit bei VW den K-70, Wasser-gekühlt und mit Frontantrieb. Den rüstete man mit Doppelpedalen aus und stellte ihn als Schulwagen zur

Verfügung. Der war aber , trotz der jetzt guten Heizung und Wintertauglichkeit, als Fahrschulauto auch ungeeignet. Warum? Wegen der Lenkung. Die hatte nämlich so hohe Rückstellkräfte nach jedem Einschlag, dass Anfänger damit nicht zurecht kamen und Georg fast nach jeder Ecke ins Lenkrad greifen und helfen musste.

Trotz des geräumigen Autos suchte Georg sich doch eine andere Stelle und fand diese bei einer Opel-Vertretung in Saulgau. Er bekam dort einen Kadett als Schulwagen, den er auch zum privatem Heimfahren nutzen durfte.

Lichtblicke

Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1968 ging Georg mal wieder zum Tanz und lernte dabei ein hübsches Mädchen kennen. Was er damals noch nicht wusste: Fünfundvierzig Jahre später war er immer noch mit ihr zusammen, seit 35 Jahren auch verheiratet. Schon drei Monate später wollte dieses Mädchen auch auf Dauer mit Georg zusammenleben und zog zu ihm aufs Dorf.

Das nächste Jahr verging und Georgs Gläubiger, hauptsächlich also die Bank, hatten vermutlich aufgegeben, ihn zu verfolgen.

In seiner Freizeit hatte Georg sich an einem Preisausschreiben beteiligt, mit dem man Ideen für ein neues Verkehrssystem für Städte suchte. Er hatte eine Idee dafür und die war so gut, dass er damit den ersten Preis für „professionelle Praktiker“ gewann, der immerhin mit 10000 Mark dotiert war. Obwohl Georg daraufhin im Fernsehen erschien und in der damaligen Hauptstadt Bonn eine groß aufgezogene Preisverleihung stattfand, hat bis heute keine Großstadt dieses Modell in die Praxis umgesetzt.

Mit diesem Geld fuhr Georg nun nicht etwa mit seiner Partnerin auf die Sychellen, sondern nahm es als Gründungskapital für eine neue Fahrschule. Er kaufte seinem Vater zu einem günstigen Preis dessen Opel ab und mit dem Rest eröffnete er in der nahe gelegenen größeren Stadt Ravensburg eine Fahrschule. Schon aus Preisgründen war diese wiederum in einem Hinterhof. Das war ihm aber auch egal, denn Georg erwartete aus dieser Stadt sowieso kaum Kunden, sondern aus den umliegenden Dörfern. Die Fahrschulszene war in dieser Stadt, wie auch in vermutlich allen anderen Städten sowieso

überbesetzt. Dafür gab es auch Gründe und daran war die Regierung nicht schuldlos.

Normalerweise hat man als Gewerbetreibender die anderen aus der gleichen Branche als Wettbewerber. Das ist leider bei Fahrschulen nicht der Fall, was heißt, nicht nur. Sondern alle möglichen staatlichen Organisationen bilden ebenfalls Leute zum Autofahren aus, nehmen also den etablierten Fahrschulen die Kunden weg. Dazu gehören unter anderen die Feuerwehr, die städt. Verkehrsbetriebe, die Post, die Bahn sowie alle möglichen staatlichen Verwaltungen und zu dieser Zeit insbesondere die Bundeswehr.

Von wegen „freie Marktwirtschaft“!

Georg war das durchaus bewusst. Aber was sollte er sonst machen? Er hatte zwar eine Anstellung als Fahrlehrer in Saulgau bei einem Autohaus, das auch eine Fahrschule betrieb. Jetzt wurde ihm dort eine Filiale in Herbertingen „anvertraut“. Dorthin waren es aber immerhin 49 Kilometer über kleine Landstraßen. Das wird auch mit einem Firmenauto auf die Dauer einfach zu weit. Und sich irgendwo als Werbeassistent bewerben und wenn positiv, noch mal umziehen? Da bot sich eine Landfahrschule mit Lehrsaal im Regions-Oberzentrum eher an. Georg besann sich auf eine weitere Fähigkeit, die ihm ein paar Mark einbringen würde: Er integrierte in seinen Lehrraum mittels Kopfhörern und Mikrofonen eine Flugfunksprechschule. In Folge kamen alle angehenden Privatpiloten aus der Umgebung zu ihm, um Sprechfunk zu lernen. Die Abschlussprüfung fand dann am Flughafen Stuttgart statt.

Nach der Installation und Zulassung dieser Fahrschule, war es schon ein Problem, Fahrschüler zu bekommen. Dafür musste auf vielen Dörfern Werbung gemacht werden. Georg ließ einen Prospekt

drucken und verteilte diesen mit Hilfe seiner Partnerin in den Dörfern.

Das Geschäft kam in Gang, aber mehr schlecht als recht. Georg musste nicht nur zur Fahrstunde sondern auch zum theoretischen Unterricht seine Landfahrerschüler daheim auf deren Dörfern und Aussiedlerhöfen abholen.

Eines Tages hatte Georg mal einige zahlende Fluggäste, die mit ihm einen längeren Überlandflug machten. Das Ziel war Mosbach-Lorbach, im Odenwald. Dieser Flugplatz, eigentlich nur die Gebäude darauf, war im Besitz von einem am Flugplatz ansässigen Fabrikanten, der Kühltruhen herstellte. Und mit diesem kam Georg beim Kaffee auf der Terrasse ins Gespräch. Wie unter Unternehmern üblich, war das Geschäft das Gesprächsthema und Georg schilderte auch seine Landfahrerschule. Der Fabrikant meinte, dass Georg wohl 80% seines Gewinns auf der Straße lassen würde und Georg stimmte ihm zu. Ob Georg nicht zu ihm nach Mosbach kommen möchte? Es wäre das Lokal am Flugplatz zu reanimieren, dabei wäre noch neben den Flugzeughangars ein Tennisplatz, eine Kellerbar mit Kegelbahn, ein Kinderspielplatz, ein Fischteich für Angler und sogar eine Wohnung mit Klimaanlage. Er würde auch zum Umzug einen kostenlosen LKW schicken. Georg sollte sich das mal überlegen und ihn anrufen.

Obwohl Georg auf dem Rückflug durch seine Gedanken abgelenkt war, konnte der Flughafen Friedrichshafen nicht verfehlt werden, er liegt nämlich an einem großen Wasser, was das „Schwäbische Meer“ heißt. Mit Südkurs kommt man von Mosbach fast automatisch dahin.

Das Angebot aus Mosbach ging Georg in den nächsten Tagen nicht aus dem Kopf und nachdem er mal wieder Bilanz gemacht und sich der Zustimmung seiner Partnerin versichert hatte, rief er den Fabrikanten in Mosbach an. Der war hoch erfreut und nachdem Georg seine Landfahrschule abgewickelt hatte, schickte er ihm wie versprochen einen LKW zum Umzug.(16).

Nachdem Georg und seine Gefährtin die Wohnung eingerichtet hatten, begann sie sofort damit, das reichlich heruntergekommene Lokal wieder herzurichten. Dabei gab es auch einige Differenzen mit dem Fabrikanten, denn der hatte etwas eigene Vorstellungen, wie das dann aussehen sollte. Aber darüber einigte man sich. Es dauerte dann doch über ein halbes Jahr, bis es zur Wiedereröffnung bereit war.

Zu diesem Zeitpunkt sagte dann der Fabrikant: „Weil mir hier die ganze Umgebung übel will, schließe ich meine Gebäude für den öffentlichen Zugang und das Lokal bleibt deshalb auch zu!“

Für Georg und seine Lebenspartnerin hörte sich das zunächst wie ein schlechter Witz an und sie fragten sich, ob das sein Ernst sei, denn sie verstanden wirklich die Welt nicht mehr. Es war sein Ernst. Erst viel später, als sie schon lange nicht mehr am Flugplatz Mosbach wohnten, erfuhren sie, was wirklich Sache war. Es ging um die Eigentumsverhältnisse. Der Fabrikant war Eigentümer der Gebäude am Flugplatz und einem Teil der Landebahn. Er wollte jetzt die Stadt Mosbach, als Eigentümerin des restlichen Teils der Landebahn zwingen, ihm diesen Teil auch zu verkaufen, was aber die Stadt nicht wollte. Deshalb verweigerte der Fabrikant die weitere öffentliche Nutzung der ihm gehörenden Gebäude, was den Flugplatz für die Öffentlichkeit unbenutzbar machte. Der Platz war aber ein

öffentlicher Verkehrslandeplatz. – also quasi ein „Luftbahnhof.“ – mit Betriebspflicht.

Für Georg bedeutete dies, dass er in dem jetzt dafür bereiten Lokal niemand bewirten durfte. Ausflugsbusse, die oft auf dem Parkplatz ankamen, musste er tränenden Auges wieder wegschicken. Er bekam aber vom Fabrikanten weiterhin ein Gehalt. Dafür musste Georg oft als Pilot für den Fabrikanten tätig werden, auch manchmal als Chauffeur oder eine Werbetour für Kühltruhen mit einem LKW durchführen.

Sonntags durfte der Mosbacher Flugsportverein den Flugplatz benutzen, aber Georg durfte eigentlich den ankommenden Fliegern nichts verkaufen. Einen Kaffee bekamen die dann doch. Eines Tages landete der Vereinsvorsitzende vom Bad Dürkheimer Flugsportverein in Mosbach und machte Georg ein Angebot, nach Bad Dürkheim zu kommen und das Platzrestaurant zu übernehmen.

Da wären viele Große Trinker der Pfalz Stammkunden, also es sei eine Goldgrube. Der Umzug würde bezahlt.

Das hätte Georg stutzig machen sollen, aber bei mit treuherzigem Blick vorgetragene Versprechungen war Georg oft recht blauäugig. Nachdem Georg und seine Gefährtin die Hintergründe für die Probleme an ihrem Platz nicht wussten und keine Perspektive sahen, sagten sie zu. Bald kam dann der Umzug 17.

Denn sie hatten in der Nähe des Flugplatzes in Bad Dürkheim eine Wohnung gefunden und das mit dem LKW stimmte. Es stimmte auch fast mit den letzten Großen Trinkern und dabei waren sogar manche mit einem eigenen Flugzeug und erheblichen Schwierigkeiten an folgenden Tagen, nüchtern, ihre angeschriebenen Zechen zu zahlen.

Was Georg und seine Partnerin (jetzt Frau Wirtin) schnell feststellten, war, dass die Elektrospeicher-Öfen, mit dem das einfach

verglaste Lokal beheizt wurde, eigentlich einer eigenen Windkraftanlage bedurften. Aber die gab's ja damals noch gar nicht. Ihr Vorgänger, der das Lokal als 12. Wirt im Nebenberuf betrieben hatte, musste die enormen Heizungskosten aber nicht bezahlen und hat dennoch aufgegeben.

Denn ein weiteres Problem des Lokales war das Wetter. Wenn gutes Flugwetter war, dann waren oft ganz schnell viele Gäste da. Manchmal führte Georg gerade einen Rundflug für den Verein durch, als er im Funk hörte, dass mehrere Maschinen im Anflug wären und musste zusehen, wie er schnell genug wieder an Land kam, um seine „Frau Wirtin“ zu unterstützen. Denn gutes Personal war weder zu bezahlen noch zu bekommen, denn bei schlechtem Flugwetter war gar nichts los – außer den immer gleichen Gesichtern und Geschichten vom Stammtisch. Weil Georg auch die Lizenz als BfL (Beauftragter für Luftaufsicht) hatte musste er an Wochentagen neben dem Lokal auch noch den Tower bedienen.

Nach einem Jahr machte Georg mal Bilanz und stellte fest, was er sowieso schon wusste: Dieses Unternehmen ist ein Zuschussbetrieb. Wie aber aus dem Vertrag kommen?

Bei Abschluss des Mietvertrages mit dem Flugsportverein hatte Georg zwar nichts von den speziellen Problemen des Objektes gewusst, aber eines aus Erfahrung mit Vereinen schon. Und in den Mietvertrag eingeschrieben: Den Mitgliedern des Flugsportvereines ist es nicht gestattet, auf dem Flugplatzgelände außerhalb des Lokales eigene Feiern abzuhalten und dort Speisen und Getränke auszuschenken. Diesen Passus machte sich Georg dann zu Nutze, um aus dem Vertrag heraus zu kommen.

Aber noch war es ja nicht so weit. Georg hatte die örtliche Situation immer unter dem Aspekt einer Fahrschule betrachtet. Das

ist ganz allgemein so: Etwa 5000 Einwohner ernähren einen Fahrlehrer. Wenn man aber diese Zahl ignoriert und bei einem schlechteren Verhältnis trotzdem eine Fahrschule beginnt, müsste dann der Wettbewerb der „Freien Marktwirtschaft“ dafür sorgen, dass der Schlechtere, (oder Teurere, Unfreundlichere) aufgibt und vom Markt verschwindet. Das ist bei Fahrschulen leider nicht so. Denn in diese Lücke stößt immer wieder Nachwuchs. Woher? Nicht von den privaten Fahrlehrer-Ausbildungsstätten, das wäre ja der natürliche Nachwuchs. Nein, hier hinein stößt dann der Fahrlehrer von der Bundeswehr. Denn dort hat er nicht nur für seine zwölfjährige Dienstverpflichtung die Fahrlehrerausbildung umsonst – also auf Staatskosten – bekommen, sondern bekommt noch nach den 12 Jahren eine ordentliche Schlussabfindung. Was hat denn dieser Mensch sonst noch für einen Beruf erlernt? Keinen. Also was macht er? Er sucht, wenn er von dieser Zahl 5000 weiß, einen Ort im Lande, wo dieses Verhältnis noch nicht eingetreten ist. Den gibt's aber im Jahre 1978 nicht mehr! Also was macht er? Er beginnt dennoch eine Fahrschule, bevorzugt indem er eine solche von einem Aufgeber kauft und dann mit billigen „Einführungspreisen“ versucht, sich sein Stück von dem Kuchen herauszuschneiden. Das führt dann dazu, dass die bisher ansässigen Fahrschulen sich das nicht gefallen lassen und den „Neuen“ mit ebensolchen Billig-Preisen versuchen auszuhungern. Den Verbraucher freut so was natürlich. Aber es ist nicht richtig. Denn was hier auf der Strecke bleibt, ist die Qualität der Fahrausbildung. Und daran sollte der Staat doch erhebliches Interesse haben. Wie könnte die Regierung das verhindern? Durch Konzessionierung des Gewerbes, wie bei den Taxis oder anderen Berufen.

Übrigens ist hier die heutige Situation noch einzufügen. Die Fahrschulpreise erholen sich heute so allmählich, sind aber immer noch im Vergleich mit einem Handwerk zu niedrig, besonders in

Großstädten. Was verlangt denn der Klempner, wenn er mal ein Rohr verlegen soll: Etwa 60 €/Std. Und was hat er dafür als Werkzeug? Nein, keinen teureren neuen Fahrschulwagen, sondern vielleicht eine Werkzeugtasche und einen klapprigen Kombiwagen, für den er noch die Anfahrt aufrechnet. Wer mit einer Fahrschule auf Dauer besteht, hat oft einen Lehrsaal im eigenen (geerbten) Haus und/oder 5 Filialen mit schlecht bezahlten Fahrlehrern. (gerne als Subunternehmer). Auch etwas anderes gibt es aber heute im Gegensatz zu früher: Die Fahrschule als Körperschaft, also als GmbH.KG.OHG. Früher waren selbstständige Fahrlehrer „Freiberufler“ also wie Zahnärzte oder Rechtsanwälte, nur mit weitaus geringerem Verdienst. Da bleibt nach der privaten Krankenkasse nichts mehr übrig für die Rente.

Also Georg war über die örtliche Fahrschulszene orientiert. Er wusste auch von der Zahl 5000. Am Ort gab es drei Fahrschulen und 20000 Einwohner. Also eine gutes Verhältnis. Das musste man aber relativieren, denn Bad Dürkheim war am Pfälzer Wald gelegen und aus dem Wald kommt kein Fahrschüler. Einer dieser Fahrlehrer war in den Augen Georgs eine „Flasche“, der zweite ein schon alter Mann und der Dritte war der ernst zu nehmende Wettbewerber. Georg war auf der Suche nach einem Lehrsaal. Plötzlich wurde im Zentrum ein schöner Laden, der für eine Fahrschule sehr geeignet war, frei. Georg bewarb sich und wurde als Mieter genommen. Jetzt musste er noch aus dem Vertrag mit dem Fliegerclub heraus.

Das ergab sich quasi über Nacht. Denn ein Mitglied des Clubs führte trotz des Verbotes eine deftige Fete mit Speisen und Getränken an seinem Flugzeughangar durch. Das war wiederholt schon auch von anderen Leuten gemacht worden und Georg hatte es mehrfach vergeblich beim Vereinsvorstand angemahnt. Jetzt nutzte er es als Grund, wirklich über Nacht das Lokal zu verlassen. Am

anderen Morgen rieben sich manche Vereinsmitglieder die Augen, als sie das Schild „Geschlossen“ lasen.

Wieder im Beruf

Um wieder ein neues Unternehmen anzufangen bedarf es nicht nur Guten Mutes sondern auch Kapital. Letzteres hatte Georg leider nicht. Es spricht nicht gerade von fundierter Kenntnis des Fahrschulgewerbes bei Banken aber immerhin vom guten Image der Branche, dass Georg genügend Kredit bekam, um seine Fahrschule einzurichten. Der Fahrschulwagen wurde gerne als Leasingfahrzeug zur Verfügung gestellt. Ebenso ging es mit den Motorrädern. Bald waren auch etliche Fahrschüler vorhanden und die Fahrschule ging ganz gut.

Ein Problem waren aber die eigentlich zu niedrigen Preise. Die waren bei den ansässigen Fahrschulen fast gleich, sodass kein lokaler Preiskampf stattfand. Aber in dieser Hinsicht spielte die Nähe der Großstädte Ludwigshafen – Mannheim eine erhebliche Rolle. Am Ort waren diese Preise natürlich nicht so dramatisch im Keller wie in den Großstädten, aber allzu hoch durften sie in Bad Dürkheim auch nicht werden, denn sonst wären bestimmt viele Schüler nach dort abgewandert. Zumal es eine Straßenbahnverbindung mit diesen Städten gibt. Georg konnte mit den zu verwirklichenden Preisen zwar keine Reichtümer erwerben, aber so allmählich doch seine Kredite abtragen. Inzwischen war er wieder mal umgezogen (18.x) und hatte eine Wohnung neben einer Kirche aber mit einer großen Garage für seine zwei Autos.

Als Georg mal wieder bei seiner Hausbank war, nahm ihn der Bankdirektor beiseite und fragte, ob er nicht Hunderttausend Mark

als Dauerkredit mit nur 2,5% Zins haben möchte? Weil damals der Dispo etwa bei 12 % stand, fragte Georg gleich, wie das denn gehen könne.

„Indem Sie einen Bausparvertrag abschließen!“ Georg sagte daraufhin, dass er überhaupt nicht vor habe, zu bauen. „Das brauchen Sie auch nicht. Das können wir schon so machen, dass Sie nicht bauen müssen und dennoch den Kredit bekommen. Also ich erkläre Ihnen das mal“.

Und bei einer Tasse Kaffee in seinem Privatbüro sagte dann der Banker: „ Um den Bausparvertrag nach einer kurzen Laufzeit von nur zwei Jahren zugeteilt zu bekommen, müssen wir nur 40.000 Mark einzahlen“.

Als Georg dann sagte „Ich habe aber keine 40000 Mark“ und aufstehen wollte, sagte der Banker: „Bleiben Sie doch sitzen. Die 40000 bekommen Sie von uns. Das ist doch nur ein Rechenexempel. Da bekommen Sie natürlich auch einen niedrigeren Kontokorrent von uns.“ Georg warf ein „Ich habe doch keine Sicherheiten für die 40000!“ – „Brauchen Sie auch nicht, mein Lieber, brauchen Sie gar nicht. Da genügt uns eine Lebensversicherung von Ihnen und Ihrer Frau und das ist ja auch in Ihrem Sinne.“

Kurzum, Georg ließ sich überreden. Bald war dann sein Dispo oberhalb 50000 Mark, aber die Bank war weiterhin überaus freundlich. Georg hatte auch immer genügend Fahrschüler, obwohl man bei ihm nicht nur den Führerschein bekam, sondern das Fahren lernte. Er hätte gern ein Telefon im Auto gehabt, das gab es schon, kostete aber 10000 Mark und die Technik füllte den ganzen Kofferraum aus. Nicht machbar. Er hatte aber einen CB-Funk im Auto und seine Frau saß im Fahrschulbüro und hatte die Heimstation.

Georg war auch experimentierfreudig. Er überlegte sich, was seine Fahrschüler gerne fahren würden und kaufte einen gebrauchten

Porsche 924. Der war wie alle seine Fahrschulautos weiß, hatte aber rote Cordpolster und ein Monzadesign. Wirklich ein schönes Auto, aber eigentlich brav, denn es hatte keinen Porsche- sondern einen Audimotor. Daraufhin gab es in Georgs Fahrschule keinen Ansturm, sondern einen Kundenrückgang. Georg war zunächst perplex. Dann überlegte er aber intensiver - was er eigentlich schon vor Ankauf des Porsche hätte tun sollen. Wer zahlt eigentlich die Fahrausbildung der jungen Leute, wenn sie noch kein eigenes Geld verdienen? Wohl doch die Eltern. So könnte ein Gespräch dort ablaufen:

Sohn: „Vater, würdest du mir eventuell beim Führerschein helfen?“ Vater: „Darüber könnte man vielleicht reden. Zu welcher Fahrschule willst du denn?“ Sohn: „Zum Georg, der hat einen Porsche als Schulfahrzeug!“ Vater: „Waas? Porsche? Bürschchen, rasen tust du wahrscheinlich früh genug. Geh zur Fahrschule N., der hat einen 50 PS Diesel, und der ist noch zu schnell für dich! Also wenn du zum Georg willst, musst du es selbst bezahlen!“

Ein Porsche ist sehr schnell. Sehr schnell auch wieder verkauft. Was langsam war, waren die negativen Auswirkungen dieses Autos, bis sie sich verflüchtigten.

Soweit war dann alles Friede, Freude, Eierkuchen auf dem lokalen Fahrschulsektor, bis ein Neuer kam. Das war ein junger Mann, Schnurrbärtchen, Einheimischer, ein richtiger Typ, der Mädchenherzen höher schlagen lässt. Er war aber verheiratet, seine Frau war Lehrerin am örtlichen Gymnasium, war also sozusagen eine Quell-Nympfe. Georg schreckte besonders auf, als dieser Typ eine Fahrschule direkt um die Ecke in einem zufällig frei werdenden Laden eröffnete. Georg beobachtete seine neue Konkurrenz kritisch, um erst mal herauszufinden, ob dieser vielleicht auch eine „Flasche“ war, natürlich rein beruflich gesehen. War er aber nicht, sondern ein weiterer guter Fahrlehrer. Wie nicht anders zu erwarten, machte sich

die neue Fahrschule sofort bei Georg bemerkbar, indem seine Anmeldungen deutlich zurück gingen. Am Ort entstand plötzlich ein Verdrängungswettbewerb, in dem der Neue einen deutlichen Heimvorteil hatte.

Zu dieser Zeit war Georg Mitglied im Wormser Fliegerclub und erzählte einem Bekannten, auch Mitglied, von seinen geschäftlichen Problemen und dass er bald vermutlich weniger zum Fliegen kommen könnte.

„Du solltest deinen Laden verkaufen und mit mir zusammen ein Immobilienbüro in Weinheim aufmachen.“

„Da hast du wahrscheinlich recht, aber ich habe überhaupt keine Ahnung von Immobilien“ räumte Georg ein.

„Das was du da brauchst, lernst du in zwei Wochen“ sagte der Bekannte, der Hermann hieß und schon ein Immobilienbüro im Odenwald besaß.

Georg fuhr nachdenklich nach Hause und besprach das Angebot mit seiner Frau. Diese war ebenfalls dafür, die Fahrschule, solange noch Schüler da waren, zu verkaufen und Georg inserierte sein Unternehmen in der Fachzeitschrift. Bald meldete sich auch ein Interessent und Georg macht mit diesem einen Kaufvertrag über eine beträchtliche Summe. Diese hätte Georg in die Lage versetzt, alle seine Verpflichtungen zu bezahlen und einen schönen Betrag noch darüber hinaus zu haben. Beim Abschluss des Papiers machte Georg mit dem Käufer noch aus, dass dieser einen Monat vor Übernahme noch Fünftausend Mark als Anzahlung leisten sollte. Die Übernahme war auf den Februar geplant.

Daraufhin begann Georg damit, seine Fahrschule soweit erforderlich abzuwickeln. Hermann besorgte inzwischen in Weinheim ein neues Domizil, also Wohnung und Immobüro

zusammen in guter Stadtlage. Natürlich kündigte Georg auch seine Wohnung. Soweit war also alles vorbereitet, als Georg, um Weihnachten herum, einen Anruf von seinem Käufer bekam.

Der sagte mit weinerlicher Stimme, dass er leider die Fahrschule nicht kaufen könne, weil sein Finanzier, das wäre seine Schwiegermutter, die Finanzausgabe zurückgezogen habe.

„Ist Ihnen klar, dass wir einen Vertrag abgeschlossen haben? Sehen Sie mal zu, wo sie das Geld auftreiben!“

Um es kurz zu machen, der Kaufvertrag war das Papier nicht wert, auf dem er geschrieben stand. Der Käufer war mittellos, was Georg auch von einer Inkassogesellschaft bestätigt bekam.

Was nun? Alles rückgängig zu machen war Georg nicht mehr möglich. Er musste bis in zwei Monaten seine Fahrschule verkaufen. Was man bekommt, wenn man unter Zeitdruck verkaufen muss, kann jeder leicht nachvollziehen. So war es auch hier. Er musste die Fahrschule quasi verschleudern.

Jetzt konnte er den Bausparkredit gut brauchen, die versprochenen Hunderttausend hätten ihn gerettet. Also hin zur Bank. „Ja wenn das so ist, dann fragen wir doch gleich mal bei der Bausparkasse nach. Schließlich sind die 40000 schon seit mehr als 2 Jahren bei denen drin, also wäre der Sparbetrag auszuzahlen.“ sagte der Bankdirektor und ging zum Telefon.

Als er nach einer Weile das Telefon auflegte, machte er ein betrübt Gesicht: „Das Anrecht hätten Sie schon, aber leider wollen die nicht auszahlen, weil Sie nicht an der Reihe sind.“

„Was heißt denn das jetzt genau?“ wollte Georg wissen. „Das heißt für Sie, dass wir jetzt sofort die eingezahlten 40 Mille zurück verlangen, damit Sie nicht weiterhin die Zinsen dafür bezahlen müssen. Das kann die Bausparkasse nicht verweigern. Allerdings ist es so, dass Sie noch ziemlich tief in Ihrem Dispo sind, den Sie dann

auch bald auf Null stellen müssen. Aber wir lassen Ihnen da noch etwas Zeit, wir sind ja keine Unmenschen.“ ‚Nein, nur Kreditgangster‘, dachte Georg bei sich ‚erst überall absahnen und dann, wenn man wirklich Hilfe braucht, wird man verlassen.‘

Auf dem Weg nach Hause wusste Georg, dass er mal wieder pleite war. Wenn sein Unternehmen eine GmbH. oder eine sonstige „Körperschaft“ gewesen wäre, hätte er jetzt einfach eine Insolvenz erklärt. Das war aber zu der Zeit gesetzlich noch nicht möglich. Seine Regierung sorgte dafür, dass Georg jetzt nur noch das Existenzminimum verdienen durfte. Seine Unternehmungen liefen von jetzt an unter dem Namen seiner Frau. Georg hatte da überhaupt kein schlechtes Gewissen, eine große Hamburger Werft machte es zu diesem Zeitpunkt ebenso.

Was als erstes gepfändet wurde, waren Georgs Lebensversicherungen, die er leider nicht in der Schweiz abgeschlossen hatte, weil er sie für unpfändbar hielt. Georg war halt zu vertrauenselig, denn sonst hätte er auch mal seinen Fahrschulkäufer vorher abgecheckt, wie sicher denn die Finanzierung sei.

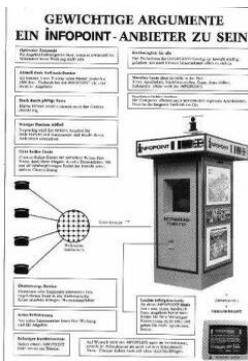
Irgendwie bezahlte Georg einen Leih-LKW für seinen (19.) Umzug nach Weinheim. Die Umzugsarbeiten machte er und seine Frau selbst.

Mal wieder Neuanfang.

Wenn man nach so einem Fiasko nicht unter der Brücke landen will, muss man nach den Lücken in Gesetzen schauen.

Also das Immobilienbüro lief sowieso unter dem Namen des Fliegerkameraden Hermann, Georgs Frau war dessen „freie Mitarbeiterin“, Georg führte „im Auftrag“ die Verhandlungen mit Immobilienkunden und machte Akquise für neue Objekte. Nebenbei arbeitete Georg in Teilzeit als Fahrlehrer bei Kollegen. Bei ihm war für Gläubiger nichts mehr zu holen, die Frau hatte keine Schulden. So ließ es sich wenigstens halbwegs leben.

In letzter Zeit hatte Georg in Bad Dürkheim zusammen mit einem Fahrschüler ein Computergestütztes Informationssystem „Infopoint“ für Touristen vorentwickelt. Georg fand jetzt in Weinheim einen Investor um es schließlich in Bad Dürkheim mit



städtischer Unterstützung auf dem Wurstmarkt zu installieren. In diesem vandalismustfesten Blechkasten arbeitete ein Apple2e und zeigte in 3 Sprachen auf einem Monitor die örtlichen Angebote des Gewerbes, zum Beispiel freie Hotelbetten. Wer es schaffte, über die zwei vorhandenen Tasten das Menü abzufragen, (nicht jeder schaffte das) bekam nach Einwurf von 50 Pfennig auch einen Ausdruck. Kunden, zum Beispiel Hotels, konnten über ein

Spezialtelefon in den PC hineintelefonieren und bekamen über ein Sprachmodul vorgelesen, was auf dem Bildschirm zu sehen war und konnten es ändern. Neunzehnhundertdreiundachtzig!! Das Programm dafür hatte Georg überwiegend in Basic selbst erstellt, das Kompilieren und komplizierte Dinge, wie das Sprachmodul, besorgte

der ehemalige Fahrschüler Magnus. Dieser Infopoint stand vier Jahre lang funktionierend auf dem Wurstmarktsplatz, eine Inroom-Version gab's dann noch im Touristenbüro am Bahnhof in Mannheim.

Georg und sein Investor hatten vor, dieses Infosystem in allen Kurorten, Bahnhöfen, Flugplätzen usw. zu errichten. Internet gab es ja noch nicht – das war vielleicht ein Vorläufer davon. Die Prototypen arbeiteten nicht immer problemlos, aber im Großen und Ganzen befriedigend.

Warum wurde Georg und sein Investor damit nicht wohlhabend? Weil mal wieder ein wichtiges Detail nicht vorbedacht wurde. Nein, es war nicht technisch bedingt. Es sollte ja mit Werbeeinträgen finanziert werden. Um diese zu bekommen, musste man die in Frage kommenden Firmen akquirieren und von der Werbewirksamkeit des Eintrages überzeugen. Dazu brauchte man Vertreter, und zwar gute und seriöse. Diese wollen auch gut verdienen. Aber so ein Eintrag war pro Seite (Bildschirm) nicht teurer als mit 60 Mark zu verkaufen. Und bei diesen kleinen Beträgen wird ein Vertreter nicht viel verdienen. Daran ist schließlich der Infopoint gestorben.

Gestorben war schließlich auch Hermann, der Immomakler. Hermann war von seinem Wesen her ein Empiriker. Wenn Hermann wissen wollte, ob in einer Wand ein Elektrokabel verlief, dann klopfte er den Nagel ein und wenn dieser dann keinen Strom führte oder das Licht noch brannte, war da auch kein Kabel. Wenn der Nagel beim Rausziehen trocken blieb, war da auch keine Wasserleitung. Empirik .

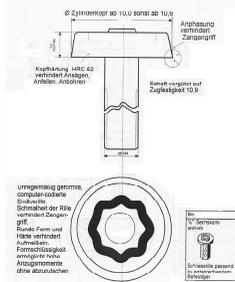
So war Hermann mal mit seinem Segelflugzeug unterwegs. Vermutlich weil ihm die Thermik ausging, merkte er, dass er keinen Rückholfahrer bestellt hatte und überdies noch die Autoschlüssel in der Tasche hatte. Also brauchte er einen Flugplatz, von dem aus man eine Schleppmaschine für den Heimflug bekommen würde. Das war

am Flugplatz Speyer der Fall. Und Hermann meldete sich dort an und bekam auch Landegenehmigung. Nur war mangels Thermik dieser Platz leider kaum noch erreichbar, als Hermann vermutlich plötzlich eine zur Landung geeignete Wiese entdeckte. Nur war die steile Kurve zur Anflugrichtung für das langsam geflogene Segelflug unverträglich und schmierte ab. Das konnte auch Hermann aus der niedrigen Höhe nicht mehr ausleiten.

Die Witwe wollte das Weinheimer Büro anschließend nicht mehr weiterführen und Georg und auch seine Frau wollten und konnten das nicht. Aber sie hatten noch ein Doppelhaus zum weiterem Wohnen gefunden. Für den (20.) Umzug mieteten sie sich wieder einen LKW.

Hans-Joachim hatte im Odenwald ein schönes Haus, das ihm Georg angeboten hat, gekauft und war einer der Wenigen, die nicht versucht hatten, den Makler um seine Courtage zu betrügen. H.J. war ein cleverer Geschäftsmann und durch ihn kam Georg mit einigen interessanten Firmen (auch in den USA) in Verbindung.

So auch mit einer Firma in Backnang, die Drehteile für die Autoindustrie herstellte und dafür eine Halle voller CNC-Drehbänke hatte. Diese Firma bezog auch aus den USA eine Spezialschraube, die so hart war, dass sie jedem Bohrer widerstand und auch mit sonstigem Werkzeug ohne den passenden Schlüssel nicht zu öffnen



war. Über ein Jahr hatte diese Firma den Autohersteller Daimler-Benz bearbeitet, bis dieser tatsächlich seine teuren Alufelgen damit am Band ausrüstete, damit die Räder nicht mehr gestohlen werden konnten. Als Georg erstmals diese pfiffige Schraube sah, wollte er gerne andere Branchen als Vertreter damit bearbeiten.

Denn damit war wirklich eine Befestigung machbar, die nicht von

Unbefugten überwunden werden konnte, zum Beispiel in Justizvollzugsanstalten. Georg bewarb sich um eine Vertretung und erhielt sie auch, lief aber natürlich offiziell über seine Frau. Somit war wieder eine Einkommensquelle erschlossen.

Zu dieser Zeit wurde die Telekom von Gerichtsprozessen überzogen, weil speziell in großen Mietshäusern die sogenannten „Endverzweiger“ von anderen bösen Mitbewohnern aufgemacht wurden. Nach umstecken von ein paar Drähten konnten diese dann auf Kosten anderer telefonieren. Zum Beispiel um teure Sextelefonate mit der Karibik zu führen. Die Telekom war lange skeptisch, ob das mit den Sicherheitsschrauben zu verhindern wäre.

Erst als Georg ein selbstgebasteltes Metallkästchen mit dieser Technik zuschraubte und den skeptischen Ingenieuren dieses vierzehn Tage daließ, mit der Auflage, diese Verschraubungen mit normalem Werkzeug (also keiner Diamantflex) zu öffnen und der Kasten zwar viele Versuchsspuren aufwies aber noch geschlossen war, brach das Eis.

Dann wollte die Telekom als erste Marge 10 Millionen Schrauben und entsprechend für jeden Bereich und jeden Monteur einen Schlüsselsatz. Um welche Beträge es da geht kann man erst ermessen, wenn man weiß dass eine Schraube, die sonst vielleicht fünf Pfennig kostete, mit etwa 3 Mark zu Buche schlägt. Und die Schlüssel waren noch deutlich teurer.

Um es mal wieder vorzugreifen: Die Telekom benutzt heute, 20 Jahre später, überwiegend diese Rillcod-Schrauben.

Leider war zum dem Zeitpunkt, als die Telekom diesen enormen Auftrag geben wollte, mal wieder eine Autokrise. Die großen Autofirmen wurden von der Regierung gerettet, die Zulieferfirmen konnten sehen, wo sie bleiben. So auch die Firma in Backnang, die ja wie schon geschrieben, die Felgenschrauben für DB lieferte, aber auch für Autos andere Drehteile herstellte.

Die örtlichen Banken wollten der Firma kein Geld mehr für Löhne vorschießen, da überlegte der Geschäftsführer in seinem hellen Kopf, wie er dieses Geld beschaffen könnte. Da fiel ihm wohl spontan sein solventer Kunde Daimlerbenz ein. Dort fragte er an, ob sie denn freundlicherweise ihm das Schraubenlager vorab kaufen wollten. Das haben die Stuttgarter dann schon gemacht, aber die Montage der Felgenschlösser in Serie ausgesetzt – logisch, weil sie ihre Produktion nicht von einer Firma abhängig machen wollen, die es am anderen Tag gar nicht mehr gibt. Soweit hat der Geschäftsführer offensichtlich nicht denken können. Bald war dann die Firma in Konkurs und wurde, weil sie über dreihundert Leute beschäftigte, vom Staat aufgefangen.

Für Georg war das natürlich der Supergau. So ein toller Auftrag und die Firma pleite. Er schrieb das natürlich an den Hersteller der Rillcodschrauben und dieser reiste nach Deutschland und traf sich mit Georg. Per Handschlag versprach der Ami, weiterhin mit Georg zusammenzuarbeiten. Wieder daheim, rechnete sich der Ami wohl aus, was er dem Georg bei diesem Auftrag an Provision zahlen müsste. Da war die Gründung einer GmbH. mit einem freigestellten Angestellten der Backnanger Firma bestimmt viel billiger. Und an den Handschlag erinnerte der Ami sich auch nicht mehr, aber dass Georg nur einen Vertrag mit der Konkursfirma in Backnang hatte aber nicht mit ihm, wusste er auch ohne Anwalt.

Denn damit wäre Georg bestimmt Millionär geworden. Den zuständigen Ingenieuren der Telekom erzählte Georg diese Geschichte natürlich. Sie gaben Georg ein halbes Jahr Zeit und würden bei ihm kaufen, wenn er bis dahin ein entsprechendes Produkt bebringen würde.

Trotzdem dass Georg fast alles über diese Schraube wusste, ließ er sich erst einmal vom amerikanischen Patentamt die entsprechende Patentschrift kommen. Damit stellte Georg fest, dass es kein europäisches Patent gab, also ein Nachbau möglich war.

Georg meinte: „Wollen wir doch mal sehen, ob es in Europa keine Firma gibt, die das auch kann.“

Eine große deutsche Firma in Bretten traute sich an die Sache nicht ran. War also kein Unternehmer, sondern ein Unterlasser.

Georg fand dann in der Schweiz bei Freiburg eine Firma, die tatsächlich von zehn Mustern, ein brauchbares lieferte. Georg fuhr hin. Es war eine Klitsche mit einer einzigen CNC-Maschine. Wie er denn damit Millionen von Schrauben herstellen wolle? „Da kaufen wir halt neue Maschinen!“ „Ja und die Fachleute dafür zaubern Sie aus dem Hut?“ Nein das war wohl nichts. Georg wollte in der Schweiz bleiben, aber den größten Hersteller des Landes dafür gewinnen. Das war eine Firma mit über 2000 Leuten in St.Gallen.

Georg reiste hin und stellte Produkt und Markt vor. Nachdem die Firma die rechtliche Sachlage ermittelt und für gut befunden hatte, kaufte sie Georg sein Know-How ab, machte einen Vertrag mit ihm und versuchte, die Schraube herzustellen. Um es kurz zu machen: Obwohl diese renommierte Schraubenfirma es ein halbes Jahr lang versuchte, gelang es ihr nicht. Damit war für Georg das Geschäft „Sicherheitsschrauben“ endgültig gestorben.

Kein Mangel an Produkten

Über seinen Geschäftsfreund H.J. bekam Georg noch weitere Verbindungen mit der US-Industrie. In manchen Fällen hat sich das mit den Sicherheitsschrauben überschritten, auf jeden Fall wusste Georg jetzt, wie er mit Amerikanern im Geschäftsleben umzugehen hatte. Vorsichtig und nicht zu vertrauenselig.

So wurde Georg Mittelsmann zwischen einer großen US-Antennenfirma und dem deutschen Konzern SEL. Diese US-Firma produzierte richtig große Antennentürme und die auch allbekannt langen Peitschenantennen, die auf jedem Militärfahrzeug anzutreffen sind, auf Panzern sogar bis zu vier Stück. SEL rüsteten auch deutsche Militärfahrzeuge mit diesen Antennen aus. Diese sahen einfach aus, waren aber richtig teuer, weil sie nämlich im Fuß eine Mechanik hatten, die Frequenzhopping erlaubte, also Frequenzwechsel zwischen senden und empfangen. Georg verbrachte mal eine Woche in Lincoln, um sich mit der Technik vertraut zu machen. Lincoln ist zwar die Hauptstadt des Bundesstaates Nebraska, aber wirklich gaanz weit hinten, da wo früher die Büffelherden grasten. Wenn es da Fuchs und Hase gäbe, würden sie sich Gute Nacht sagen. Von Chikago aus braucht ein Jet noch über eine Stunde um dort hin zu kommen.

Dieses Antennengeschäft lief immer wieder, also ganz gut, bis schließlich die Firma SEL von der französischen Firma Alcatel geschluckt wurde und diese später wiederum von dem Konzern Thomson. Da gab es aber schon lange mit den Antennen nichts mehr zu verdienen.

Inzwischen wurden auch diese Antennen nicht mehr vom Werk, sondern von einer Firma in Los Angeles vertrieben. Diese hatte auch noch andere interessante Produkte, zum Beispiel ein EarMike. Wie

der Name schon sagt, war das ein Knopf im Ohr, der aber nicht nur als Lautsprecher, sondern auch als Mikrofon fungierte. Das war auch in Deutschland interessant, nicht nur für Agenten vom Verfassungsschutz, sondern auch für normale Polizei oder Feuerwehr. Georg bewarb sich und wurde gerne als Mittler genommen. Polizei und Feuerwehr wären aus Sicherheitsgründen sehr froh gewesen an dieser Technik, aber die Regierung, welche ja diese finanziert, sagte „nein“, weil diese Geräte mit rund 400 Mark zu teuer waren.

In den Zwischenzeiten, wo Georg nichts zu verkaufen oder zu vermitteln hatte, lief aber die Wohnungsmiete weiter und essen musste man auch. Deshalb war Georg froh, dass er immer eine Anstellung als Teilzeitfahrllehrer hatte.

Wenn man auf dem Markt bekannt werden will, braucht man einen eingängigen und möglichst großspurigen Namen. Der war vorhanden und hieß EBC = European Business Coordination.

So fragte eines Tages die Firma Siemens aus München bei EBC an, ob denn ein mobiler Antennenturm, der auf 50 Meter ausfahrbar war, lieferbar wäre. Natürlich konnte man über EBC so was bekommen und Georg machte ein Angebot. Billig war's nicht, aber das war unerheblich, denn der König von Saudiarabien wollte aus seiner Wüste heraus telefonieren und hatte bei Siemens angefragt. Preis war kein Thema, aber Technik. Siemens konnte nur Verbindungen liefern, wenn der Turm in 50 Metern Höhe auch bei Starkwind nicht mehr als 50 cm ausschlug. Das war leider mit diesen Antennen nicht machbar. So wurde aus dem schönen Geschäft leider nichts. Aber Georg hat dennoch viel später davon profitiert.

Das soll hier mal wieder vorweggenommen werden.

Einer der Ingenieure, mit denen Georg bei Siemens verhandelte, war irgendwo aus dem Maghreb. Wahrscheinlich konnte der Arabisch. Der wollte von Georg eine Geschäftskarte.

Und dieser war später wieder in seinem Heimatland und dort vermutlich ein Hohes Tier beim Militär.

Eines Tages, als Georg mal wieder in L.A. anrief und mit dem Vizepräsident sprach, war dieser Ingenieur zufällig dort auch im Büro und hat wohl gemerkt, wer anruft. Er ließ einen Gruß ausrichten.

Vielleicht ein halbes Jahr später rief der Vize mal bei Georg an und meinte, dass doch schon lange mehr keine Provision geflossen sei und sagte im Flüsterton, dass er ihm mal 10000 \$ schicken wolle, von denen aber sein Chef nichts wüsste. Er wolle aber einen privaten Anteil davon und 5000 wieder zurück haben.

Tatsächlich kam einige Tage später ein Scheck über den Betrag. Bevor Georg aber die geforderte Hälfte wieder zurückschickte, setzte er sich einmal hin und sann über US-Geschäftspraktiken nach. Dabei war im sofort klar, den Scheck hatte der Chef unterschrieben und Amis verschenken kein Geld. Bei solch einem Betrag, schaut auch der Chef nach, wohin dieses Geld geht. Also hatte wohl ein Grund für die Zahlung vorgelegen. Und da fiel Georg der Besuch des Siemensingenieurs wieder ein. Wahrscheinlich hatte der bei der Firma in L.A. für sein Land irgendwelche Elektronik für sein Land eingekauft und die 10000 waren Georgs Vermittlungs-Provision.

Georg behielt also den Betrag und beschwerte sich bei dem Vize. Der sagte nur: „this was just a try“. Bei Geschäften mit Amis muss man eben vorsichtig sein.

Irgendwie war Georg in der Industrie bekannt und deshalb rief auch die Firma Bosch mal an. Bosch brauchte für seine Polizeifunkgeräte einen kleinen Lautsprecher, den man der Uniform anklipsen konnte. Ob Georg so was liefern könnte? Er wusste zwar zu diesem Zeitpunkt nicht woher, aber solch eine Anfrage sagt man doch nicht ab. Er fand einen Hersteller in Südkorea und sogar einen

deutschen Importeur. Bosch bestellte sofort und bald kamen auch diese Geräte zu Georg. Dummerweise hatte aber jeder Lautsprecher ein aufgeklebtes Label der Herstellerfirma. Das sollte Bosch natürlich nicht sehen und Georg musste deshalb jeden Lautsprecher aus seinem Seidenpapier auswickeln und das Label entfernen. Dennoch war daran noch gut verdient.

Wie das immer so geht. Bosch verkaufte seine ganze Funksparte an Motorola. Die waren in Leonberg ansässig und bestellten anfangs diese Lautsprecher ebenfalls bei Georg. Bis sie dann wohl herausgefunden hatten, wo diese Produkte her kamen. Dann war dieses Geschäft auch zu Ende.

Dann kam das Internet.

Wie wir ja wissen, hatte Georg schon 1982 einen Computer und sich Programmierkenntnisse angeeignet. Das war zunächst eine Programmiersprache namens „Pilot“, ähnlich wie Pascal, mit der Georg ein Lern-Programm für seine Fahrschüler schrieb. Dann kam noch „Basic“ hinzu, mit welcher Georg sein Touristenprogramm geschrieben hat.

Dann kam mit Microsoft-Windows, eine ganz neue Programmiertechnik auf, nämlich HTML. Georg setzte sich hin und erlernte, weil er mit fahrschulen ja nicht den ganzen Tag ausgelastet war, autodidaktisch die Grundzüge dieser Programmiersprache.

Nachdem er an einer eigenen Homepage ein wenig geübt hatte, merkte er, dass hier ein neuer Markt entstanden war und begann seine Dienste anzubieten. Da eignete sich wieder besonders das „Werbebüro“ seiner Frau. Nach einer einfachen Arbeit für die Webseite eines Anglershops wurden die Aufträge doch schnell komplizierter und umfangreicher. An manchen Arbeiten war er wirklich monatelang beschäftigt, so für ein Fotostudio, ein Musikhaus, eine Pumpenfabrik, eine Großbäckerei, also für immer andere Sparten.

Im Trend der Zeit lag damals für die gebildete Jugend, Informatik zu studieren. Auf den Hochschulen lernte man auch die Programmiersprachen für die Webseiten im Internet. Obwohl Georg das schon früher gemerkt hatte, konnte er mit Eigenunterricht kein Hochschulstudium ausgleichen und die Studenten hatten nach einigen Semestern bessere Kenntnisse. Bald kamen diese auch darauf, dass man Webdesign auch nebenbei betreiben konnte und begannen, den Markt zu überschwemmen. Viele machten sich auch mit Design-Agenturen nach Abschluss des Studiums selbstständig.

Infolge dessen wurde es für Georg immer schwieriger, neue Aufträge für Webdesign zu bekommen und schließlich ließ er es ganz bleiben.

Jetzt war Georg auch Altersrentner, aber die Rente war, um es mal gelinde auszudrücken, übersichtlich. Aber weil er einen zwar ungesunden, aber nicht so sehr körperlich anstrengenden Beruf hatte, konnte Georg nach wie vor bei Fahrschulen arbeiten und weil man dazu eine staatliche Lizenz benötigte, war es auch kein Problem, eine Arbeitsstelle, selbst als Rentner zu bekommen. Weil die Vermieterin des Hauses, in welchem Georg wohnte, dieses verkaufen wollte, bot sie ihm an, den Umzug zu bezahlen, wenn er denn ausziehen wollte. Nachdem ein Haus mit Garten in Weinheim nicht so billig war, suchte sich Georg was anderes und wurde dann in einer hessischen Kleinstadt fündig und zog zum 21. Male um.

Mit zunehmendem Alter war dann irgendwann auch das Fahrschulen nicht mehr möglich, weil die Fahrschulen doch lieber jüngere Leute als Fahrlehrer haben wollten. Aber Georg besaß nach wie vor eine Computeranlage und wusste, wie er mit ihrer Hilfe doch seine Rente aufbessern konnte.

Fazit des langen Erwerbslebens.

Man sollte möglichst irgendwas lernen, das krisenfest und unabhängig vom politischen System ist. Mit der Hand am Arm kann man kein Vermögen erringen, bei noch soviel Fleiß nicht. Das beginnt bei der Schule. Georg kam mit seiner Schulausbildung in die Wirren eines verlorenen Krieges. Das ist gemeint mit der Unabhängigkeit vom politischen System.

Wenn auch die Politik zur Zeit es weit von sich weist, dass die Schulbildung vom Bildungszustand des Elternhauses abhängig sei, ist das doch ein wichtiger Umstand. Wenn der Vater Maurer ist, wird auch der Sohn, wenn nicht auch Maurer, so doch einen anderen, ähnlichen Beruf erlernen. Nur selten wird der Sohn, die Tochter eines Maurers Hochschul-Professor werden. Wobei der Beruf eines Maurers richtig ehrenwert ist. Aber dieser ehrenwerte Beruf hat seine Schattenseiten: er ist von der Politik seiner Regierung abhängig. Zum Beispiel der Zinspolitik: Niedrige Zinsen bedeuten billiges Baugeld, für Maurer richtig günstig. Aber politisch egal ist die körperliche Fitness, die der Beruf verlangt, die wird mit dem Alter wahrscheinlich nicht besser. Natürlich kann man als Handwerker, also auch als Maurer, zu einem Vermögen kommen. Aber nicht als Arbeiter, sondern nur als Selbstständiger. Das ist aber nicht ohne Risiko, wie man ja an der Erwerbsbiologie von Georg gesehen hat. Nicht nur der kleine Geschäftsmann hat immer das Risiko der Pleite und ist auch erpressbar von Banken, Kreditgebern und nicht zuletzt von seiner Regierung. (Nur „System-relevante“ Unternehmen, wie zum Beispiel die Hypo-Realestate, werden von der Regierung im Pleitefall auf Steuerzahlers Kosten aufgefangen!)

Langer Rede kurzer Sinn: Man sollte zum Lebensunterhalt seinen Kopfeinsetzen. Also irgendwas lernen, das unter jedem politischem

Regime seinen Wert behält und im Alter ausgeübt werden kann, Mediziner zum Beispiel.

Vorteilhaft ist, wenn der Beruf nur ausgeübt werden kann, wenn man eine Lizenz besitzt, die auch im Alter oder gesundheitshalber nicht verloren geht.

Das lässt einen mit dem Status als Beamter liebäugeln. Vorsicht! Beamte verlieren oft ihren Job oder Status, wenn die Regierung kippt. Außerdem: Wer sein Leben lang Akten gewälzt, hat nach der Pensionierung zwar eine wahrscheinlich höhere Pension als ein Rentner, aber ob dann Brieftauben züchten oder Briefmarken sammeln seinen Geist (oft schon vorgeschädigt) fit hält?

Als dieses Buch geschrieben wurde, haben manche Politiker davon gefaselt, dass man während des Erwerbslebens fürs Alter sparen sollte – also zusätzlich, zu den üblichen Rentenbeiträgen. Wie man das machen sollte, wenn man sowieso einen schlecht bezahlten Job hat, wird nicht dazu gesagt.

Also Georg, obwohl er überwiegend als Kleinunternehmer selbstständig war, war dazu weder willens noch in der Lage. Es war aber schon so, dass es ihm in manchen Zeitabschnitten finanziell möglich gewesen wäre und dann entsteht die Frage, was gescheiter ist: eine Spaß-Reise mit 45 oder mit 75 anzutreten? Wobei durchaus im Alter von 45 nicht gesagt ist, dass eine jetzt vorgenommene Renteneinzahlung dann diese Reise im Alter ermöglichen würde. Und ob man nicht zu gebrechlich dafür wäre.

Allerdings ist von der Regierung dafür Sorge zu tragen, dass unabhängig von einer Vorsorge, jeder Bürger eine menschenwürdige Altersversorgung hat. Dafür hat wirklich jeder in seinem Leben genug Steuern bezahlt – und das trifft selbst für den Faulsten aller Mitbürger zu. Am Fleiß hat es aber Georg nie fehlen lassen.